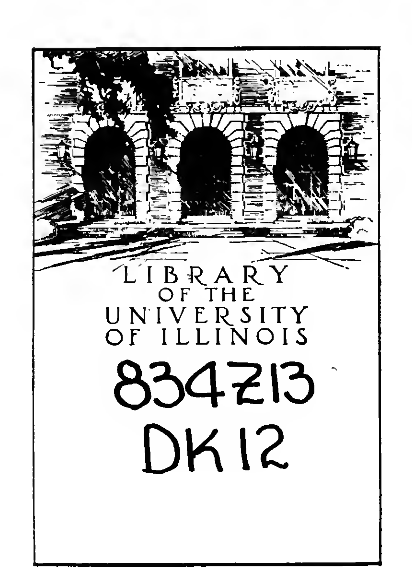
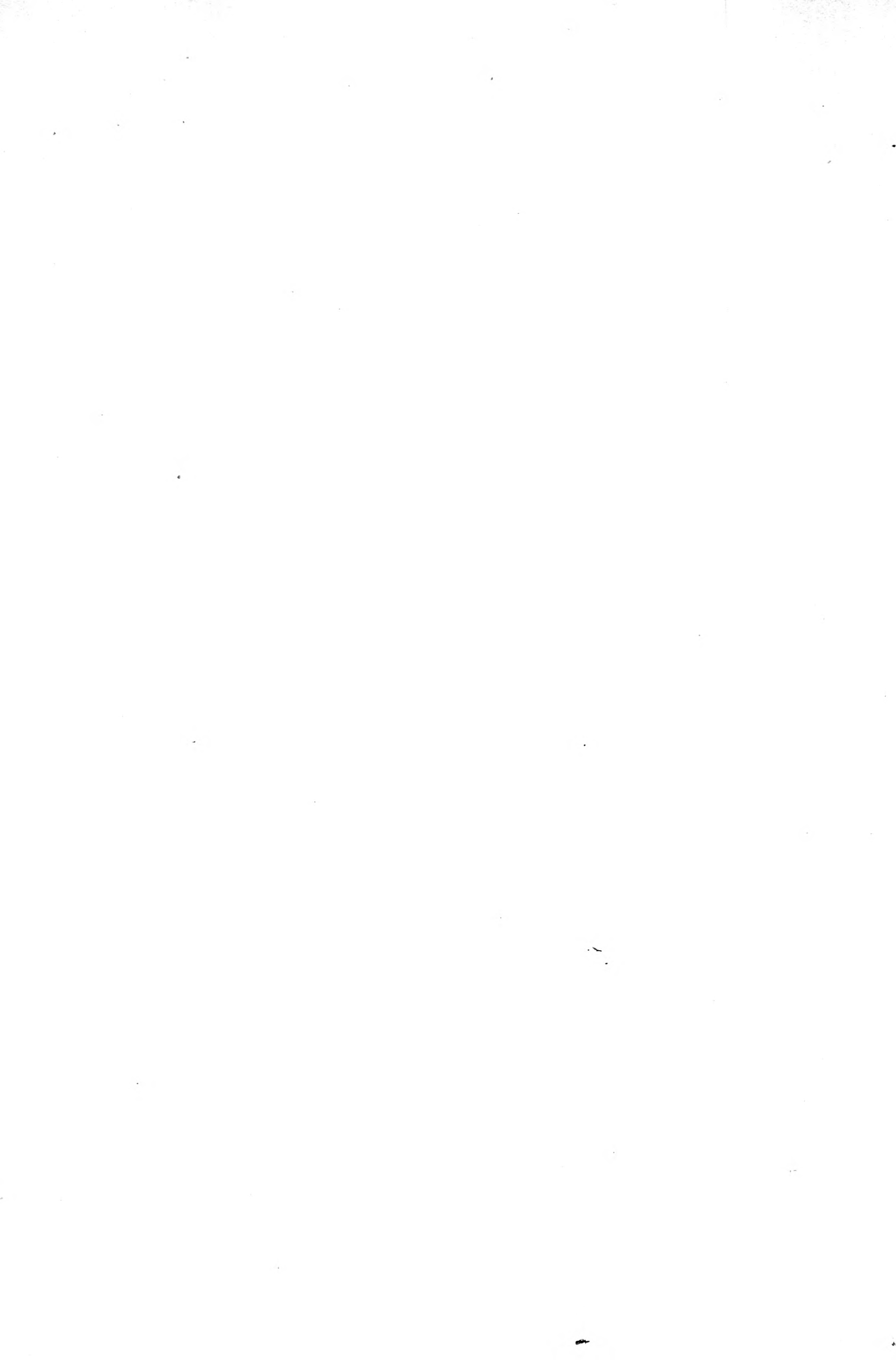
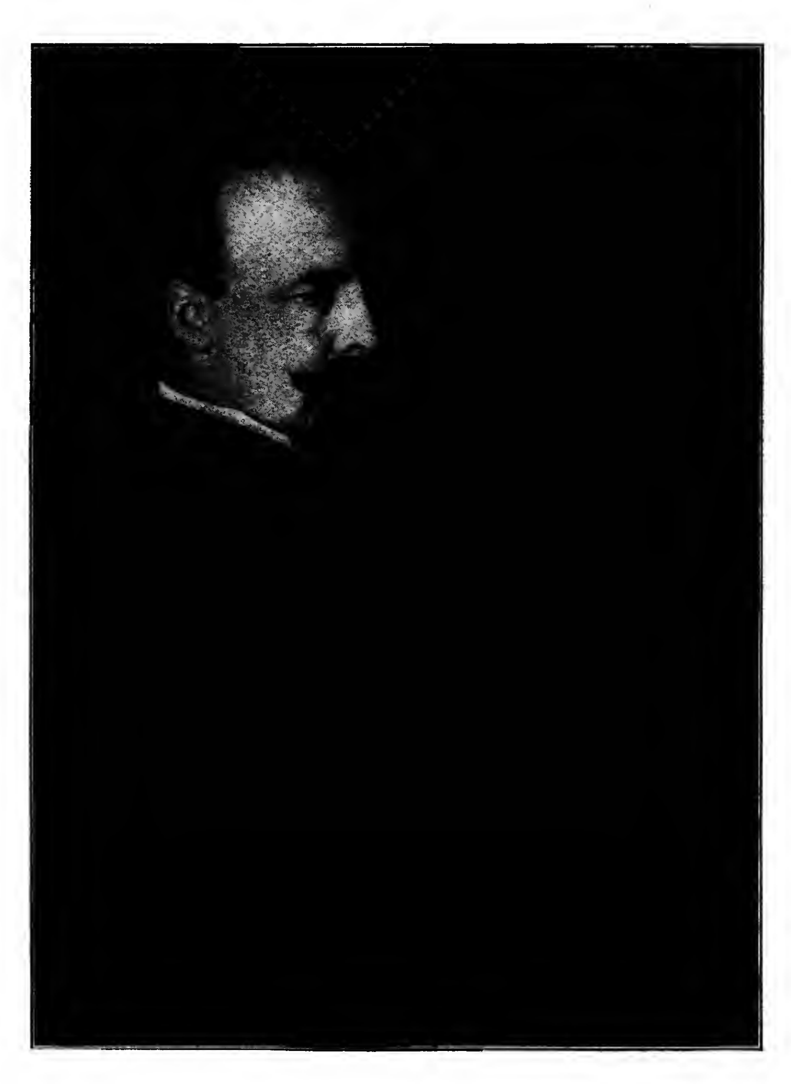

834Z13
DK12
Ernst
Zahn
seine Dichtung
und
ihre Deutung
von
E. Kammerhoff


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS



# Ernst Zahn

## Seine Dichtung und ihre Deutung



Ernst Kahn

# Ernst Zahn

## Seine Dichtung und ihre Deutung

Von

Ernst Kammerhoff



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1917



# Ernst Zahn

## Seine Dichtung und ihre Deutung

Von

Ernst Kammerhoff



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1917

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Printed in Germany

**Hermann Anders Krüger**

**als Friedensgruß**

**mitten im männermordenden Streit**

**zugeeignet**



# I. Ein Bild seines Lebens

„Entweder große Menschen oder große Zwecke muß der Mensch vor sich haben, sonst vergehen seine Kräfte." Jean Paul.

Kein Land stellt eine so einzigartige, abgeschlossene Landschaft dar wie die Schweiz. Daher nimmt es nicht wunder, wenn ihr ein so reicher Kranz von Dichtern erstehen konnte, darunter leuchtende Größen wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, zu deren Füßen wir noch immer verharren, und deren Schüler uns in deutschen Landen so auch in der Schweiz stets aufs neue begegnen. Und daß sie alle einzigartig geblieben sind in dem kleinen Ländchen, kündet sie als Eigene, trotz der Meister, und als dankbare Söhne einer Erde, deren Schöne nicht auszusingen ist. Groß ist die Zahl derer, die zum Ruhme der Bergheimat ihre Lieder singen und sagen, und groß ist die Kunst, die sie verkörpern, edelste Heimatkunst, der der Boden nicht Selbstzweck bedeutet, die vielmehr Menschen der heimatlichen Scholle gestalten will und damit ihre Umwelt deutet und sie zu ihnen in innere Verbindung setzt. Darin besteht Ernst Zahns Werk und Wert, und daß er uns nach Conrad Ferdinand Meyers Vorgang zum erstenmal die Hochgebirgswelt mit ihren Menschen und deren Schicksalen in so lebenstreuer und lebenswarmer Weise nahegebracht hat, ist seine Größe, die ihm einzig allein eignet.

Ernst Zahn ist am 24. Januar 1867 in Zürich, dem St. Felix seiner Dichtungen, geboren worden. Sein Vater stammte aus

Arzberg in Oberfranken und der Vater seiner Mutter aus Reutlingen. So ist er also wohl der Geburt nach ein Schweizer, dem Blute nach indes ein Deutscher. Und diese ererbte deutsche Gesinnung hat er noch nie verleugnet und gerade heute besonders Gelegenheit, sie zu betätigen, wie das in der Sammlung: „Einmal muß wieder Friede werden!" und in einer Reihe von Gedichten geschehen ist. Sein Vater, der mit Anna Buck in zweiter Ehe verheiratet war, hatte als Pächter damals das Café littéraire und später das auf einem Hügel über dem Zürichersee gelegene Gesellschaftshaus zum Baugarten inne, das heute verschwunden ist. Seit 1873 wohnten die Eltern in Siders im Kanton Wallis, und hier hat Ernst Zahn zuerst die Schule besucht, die die wenigen protestantischen Familien unter rein katholischer Bevölkerung sich geschaffen hatten. Schon 1875 kam Ernst Zahn wieder nach Zürich zurück und hat im Hause seiner Großeltern herrliche, friedvolle und glückliche Tage verlebt, die ihn um so schöner anmuteten, als seine Schwester Anna ihm bald dorthin folgte.

Großmutter und Mutter, sie spielen im Leben des späteren Dichters eine ganz besondere Rolle. Als die Großmutter während seiner Abwesenheit ganz plötzlich gestorben war, konnte der Junge sich mit dem Verlust gar nicht abfinden und war untröstlich. Und seine Mutter! Sie ist der ganze Stolz und das ganze Glück seiner Tage! Wie sie hat ihn niemand gefördert, umhegt und beeinflußt! An sie hat er sich mit seinen ersten dichterischen Versuchen gewagt und bei ihr allein Verständnis und Anteil gefunden. Und das dankt er ihr heute, die ihm noch lange erhalten bleiben möge als schönster Schatz aus dem Kindereiland, und dankt er ihr in Ewigkeit. Und wenn die hohe Frau vorüberschreitet und ein Glücksleuchten sein Gesicht verschönt, so daß ihn die anderen ganz erstaunt anschauen, dann hat er auf ihre unausgesprochene Frage nur die schlichte, köstliche Antwort:

„Nichts — meine Mutter ging vorbei!"

Das dankt er ihr in der Gestaltung seiner Mütter, die alle etwas so unendlich Ehrenwürdiges und Großes an sich tragen, daß man aus ihnen ohne weiteres auf das wundervolle Verhältnis schließen kann, das zwischen Mutter und Sohn immer bestanden hat und fortbesteht.

Inzwischen hatten die Eltern schwere Verluste erlitten, so daß sie von Siders nach Zürich zurückzukehren sich veranlaßt sahen. Wie oft hat Ernst Zahn seine Mutter mit kummervollen Zügen einherschreiten sehen! Und er hatte noch so wenig Verständnis für ihre Sorgen und Herzensnöte; daß auch er die Veranlassung dazu gab, ist ihm viel später erst klar geworden. Denn er war nichts weniger als ein guter Schüler, der zuerst die Elementar- und Realklassen der Stadtschule besucht hatte und dann für drei Jahre aufs Gymnasium kam. Und das mochte in der Mutter nach den vielen Fehlschlägen im Leben besonders trübe Gedanken zeitigen. In Religion, Geschichte und Literatur leistete er Gutes, in Sprachen und Mathematik um so viel weniger. Gewiß wird der Junge mit seinem unruhigen, hastigen, leicht abgelenkten Wesen nicht ohne Schuld gewesen sein. Ob indes die größere Schuld nicht an den Lehrern gelegen hat, die ihn nicht zu fesseln wußten und sich keine Mühe gaben, seine Eigenart zu erfassen und zu fördern und seinen berechtigten Ehrgeiz wachzurufen? Der Erfolg in Grenchen läßt mich das nicht von der Hand weisen.

Und nun kommt der Umschwung im Leben der Eltern. Dem Vater war das Glückslos zugefallen, aus einer großen Zahl von Bewerbern um die Bahnhofswirtschaft in Göschenen zum Pächter erwählt zu werden. Das war 1880 nach Vollendung des Gotthardtunnels. Nun mußte Ernst Zahn in die unwirtbare Berglandschaft mitten im Winter ziehen und den ganzen Abstand zwischen einst und jetzt um so bitterer empfinden. Und er hat schwer unter dem Heimweh gelitten, viele Jahre hindurch, bis er fest eingewurzelt war und sein Bergtal mit allen Fibern seines Herzens umspannt hielt. Daß er für anderthalb

Jahre die damals angesehene Breidensteinsche Erziehungsanstalt in Grenchen im Kanton Solothurn besuchen durfte, erschien ihm wie eine Erlösung. Und nun kam die Lust am Lernen. Und was für Zeugnisse durfte er heimbringen! In Geschichte und Literatur leistete er nicht Gewöhnliches, und im Aufsatz übertraf er alle seine Mitschüler um ein Beträchtliches. Schöne Jahre sind sie ihm gewesen, die ihm um so mehr Licht spendeten, da er unter der strengen Zucht des Vaters schwere Arbeit hatte leisten müssen, die ihm allerdings nur Segen bringen konnte und ihn zum Propheten treuer Pflichterfüllung und stiller, schlichter Arbeit gemacht hat.

Zu dieser Lehrzeit gesellte sich dann die andere als eigentliche Berufsbildung. Er war zunächst im Hotel Beaurivage in Genf und dann als Sekretär im Hotel de la Ville in Genua tätig, und um neben dem Französischen und Italienischen sich auch noch im Englischen auszubilden, verbrachte er einen Winter in Hastings. Jetzt war er befähigt, dem Vater als tüchtige Kraft zur Seite zu stehen, und das schien sehr nötig, da der Verkehr inzwischen einen großen Umfang angenommen hatte. Was er an Menschenkenntnis in den verschiedenen Ländern unter den verschiedensten Menschen und Verhältnissen hatte gewinnen können, was ihm den Blick geschärft hatte für das Bleibende mitten in der Erscheinungen Flucht, das anzuwenden fand er jetzt tausendfach Gelegenheit im Kreise des flutenden Reiseverkehrs wie im engsten Raume des dörflichen Lebens. Und wollte ihn anfangs trotzdem die Enge der Verhältnisse bedrücken, aus der Enge heraus ward er selbst gewonnen für die enger Heimat und für die Arbeit am Heimatboden.

Und das kam so. Man hatte den Vater in den Gemeinderat gewählt und dann, als er der vielen Arbeit wegen ablehnte, den Sohn erkoren. Das neue Amt reizte Ernst Zahn, und um zu zeigen, daß er das Vertrauen verdiene, das man in ihn gesetzt hatte, spannte er alle Kräfte an und ließ sich die Tätigkeit nicht reuen. Verwuchs er so einmal mit den heimischen Verhältnissen,

so öffnete ihm andererseits der Verkehr mit den Bauern den Blick für ihre besondere Lage, ihre Bestrebungen, ihr Wohl und Wehe, ihr Sinnen und Denken. Manche seiner Gestalten haben auf diese Weise vor seinen Augen gewandelt und später ihre Gestaltung gefunden. Das ist immer der Lohn und der Dank der Heimat, daß sie den segnet, der ihr sich ganz zu eigen gegeben hat.

Als er festen Fuß in Göschenen gefaßt hatte, dachte er an die Gründung eines eigenen Herdes und verlobte sich mit Lina Fäh aus Zürich, die er im Spätherbst 1893 heimführte. Und nun nahm ihn der Vater als Geschäftsteilhaber an und überließ ihm 1897 als alleinigem Inhaber die Bahnhofswirtschaft, während die Eltern nach Zürich zurückkehrten, um für ihre letzten Jahre ganz der Ruhe zu pflegen. Nun war die Bahn für Ernst Zahn frei, und er konnte schalten und walten, wie es ihm beliebte. Dabei blieb es indessen nicht. 1902 ward er zum Urner Kriminalrichter erwählt und 1904 in den Landtag berufen, dem er nun also zwölf Jahre angehört und dessen Vorsitzender von 1908 ab er für eine Zeitlang war. Dazu ist er Gemeindepräsident von Göschenen. Und damit nicht genug, ernannte ihn die Universität Genf 1909 zum Ehrendoktor, nicht seiner politischen Betätigung halber, sondern um ihn als Dichter zu ehren. Ich habe das indes hierhergesetzt, um nach dieser Seite hin seinen Lebenslauf abzuschließen.

Seiner Ehe sind fünf Kinder entsprossen, und es wohnt ein großes, stilles Glück dort in dem Hause, das er den Seinen am Ausgange des Dorfes im Göschener Tal erbaut hat.

Als Dichter ward Ernst Zahn zuerst bekannt bei der Einweihung des Denkmals für den Erbauer des Gotthardtunnels und für die beim Bau verunglückten Arbeiter. Er hielt als Mitglied des Gemeinderats eine Rede und trug sodann ein für diesen Tag von ihm gestaltetes Gedicht vor. Es erfuhr im „Luzerner Tagblatt“ eine Wiedergabe, das von dort an hin und wieder Verse und Novellen von Ernst Zahn veröffentlichte. Und

als er dann infolge eines Preisausschreibens „Kämpfe“ geschrieben und einen Preis erhalten hatte, fand er einen Verleger und konnte 1893 sein erstes Buch und Werk begrüßen. Jetzt standen ihm bald angesehene Tagesblätter zur Verfügung, und heute rechnen es sich unsere vornehmsten Zeitschriften als eine Ehre an, einen Beitrag von ihm zu bringen.

Seine Werke kamen nun in rascher Folge heraus. Auf „Kämpfe“ folgten 1894 „In den Wind!“ und 1896 „Bergvolk“. 1898 erschien „Erni Behaim“, dem sich im folgenden Jahr „Neue Bergnovellen“ und „Sabine Rennerin“ anschlossen. Mit „Albin Indergand“ aus dem Jahre 1900 begann Ernst Zahn überall bekannt zu werden, ja, man kann ruhig sagen, daß dieser Roman den Grund- und Eckstein zur Zahngemeinde gebildet hat. Mit „Menschen“ aus dem gleichen Jahre und „Herrgottsfäden“ (1901) konnte der Eindruck seiner machtvollen Dichterpersönlichkeit nur verstärkt werden. Dem „Jodelbub“ und anderem (1902) setzte er als stärkstes Gegengewicht „Schattenhalb“ (1903) gegenüber. Dann steigerte sich seine dichterische Schöpfertätigkeit in Meisterschöpfungen, wie „Die Clari-Marie“ (1904), „Helden des Alltags“ (1905), „Firnwind“ (1906) und „Lukas Hochstraßers Haus“ (1907) es waren. „Vier Erzählungen“[1]) aus den „Helden des Alltags“ konnten im gleichen Jahre für die Jugend ausgewählt werden. „Josepha“, „Die da kommen und gehen“, „Einsamkeit“ und „Gedichte“ bezeichnen die Ausbeute der Jahre 1908 bis 1910. In „Den Frauen von Tannö“ aus dem Jahre 1911 erreicht Ernst Zahn wieder eine stolze Höhe, und „Erzählungen aus den Bergen“[2]) von 1912, eine Gabe für die Jugend, sind ein ganz köstliches Geschenk, das noch viel mehr gewertet zu werden verdient. „Wie Johannes und Ruth an die Grenze gingen“, „Die Nottaufe“ und „Wie ‚Tschamperlig‘ Prügel bekam“ sind sonst nirgends veröffentlicht worden,

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart. 46. bis 50. Tausend. Gebunden ℳ 0.90.

[2]) Ebenda. Mit 6 Abbildungen. 11. bis 15. Tausend. ℳ 1.—.

während die drei anderen schon erschienenen Novellensammlungen haben entnommen werden können. Aus dem gleichen Jahr stammt die entzückende Dichtung: „Ein Züricher Märchen“,[1]) dem ich, wie „Trewula“ in „Uraltes Lied“, bald Ähnliches an die Seite gesetzt wünschen möchte, und ferner noch: „Was das Leben zerbricht“. Nach „Der Apotheker von Klein-Weltwil“ von 1913 und „Uraltes Lied“ von 1914, einem neuen Höhepunkt, erschien der gesammelten Werke erste Reihe[2]) mit Bildern, der die nichtillustrierte[3]) im Jahre 1909 voraufgegangen war. „Einmal muß wieder Friede werden“ ist ganz der Kriegszeit entsprossen und stammt wie „Die Liebe des Severin Imboden“ aus dem Jahre 1916. Wenn ich dann noch hinzufüge, daß im Januar 1917 eine Bekenntnisdichtung „An mein Bergland“ in „Über Land und Meer“ erschienen ist, habe ich alles aufgeführt, was Ernst Zahn geschaffen hat.

Und wenn wir nun noch zum Schluß fragen, wie es Ernst Zahn möglich gewesen ist, bei seiner angestrengten Berufstätigkeit sich auch noch dichterisch und schriftstellerisch zu betätigen, so finden wir die rechte Antwort, wenn wir uns darauf besinnen, daß er arbeiten und mit der Zeit geizen gelernt hat. Wer wie Ernst Zahn oder Hanns von Zobeltitz seine Zeit recht einzuteilen verstanden hat, wird nie in Verlegenheit kommen und immer noch Zeit finden für Arbeiten, die Feierstunden darstellen und Erquickung bedeuten. Das ist auch der Grund, warum der Schweizer Dichter seinen Beruf nicht aufgegeben hat und nicht als freier Schriftsteller wie andere schafft. Und ich weiß es von Dr. Wilhelm Fischer-Graz, Archivrat Dr. August Sperl u. a., daß sie ihren Beruf um keinen Preis missen möchten, daß gerade er es ist, der ihnen die rechte Spannkraft und Anregung für ihr dichterisches Gestalten gibt und sie nicht hindert, der Kunst trotzdem mit ganzem Herzen zu dienen. Das ist auch für Ernst Zahn

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
[2]) Ebenda. Gebunden ℳ 30.—.
[3]) Ebenda. Gebunden ℳ 25.—.

maßgebend gewesen, und er hat sich mitten im Getriebe des Bahnhofs einen stillen Platz schaffen können, der, wenn er ihn auch nicht allzu häufig zu langer Besinnung kommen läßt, nichtsdestoweniger danach angetan ist, ihn zu befruchten, festzuhalten und zu fördern.

Möge dem Manne, der in doppeltem Berufe unermüdlich schafft und gestaltet, in immer reicherem Maße der Dank der engeren Heimat und des weiten herrlichen deutschen Vaterlandes zuteil werden!

Treue um Treue!
Dank um Dank!

## II. Romane

„Um einem guten Menschen recht gut zu sein und alles zu vergeben, braucht man ihm nur lange ins Angesicht zu schauen. Denn auf einem Menschengesicht finden wir, wenn es alt ist, das Griff- und Zählbrett harter Schmerzen, die so rauh darüber gingen, und wenn es jung ist, so kommt es uns als ein blühendes Beet am Abhang eines Vulkans vor, dessen nächste Erschütterungen das Beet zerreißen. Ach, entweder die Zukunft oder die Vergangenheit stehen in jedem Gesichte und machen uns, wenn nicht wehmütig, doch sanftmütig." Jean Paul.

Zum erstenmal, und zwar 1893, versuchte sich Ernst Zahn auf dem Gebiete des Romans in „Kämpfe")[1], die auf Grund eines Preisausschreibens entstanden und durch einen Preis ausgezeichnet worden sind.

Er selbst hat an dieser Dichtung die schärfste Beurteilung geübt und ausgeführt, daß er damals noch gar nicht imstande gewesen sei, Menschen und ihre Schicksale zu gestalten, geschweige denn eine so schwerwiegende Frage künstlerisch darzustellen. Selbst wenn man zugibt, daß „Kämpfe" nicht ohne große Fehler und nichts weniger als ein Kunstwerk sind, so darf man doch ruhig behaupten, daß sie schon die Spuren rein künstlerischen Schaffens erkennen lassen und höher als eine einfache Dorfgeschichte gewertet werden müssen.

Verfehlt ist gleich der Anfang, der eine Einleitung bietet und als Einstimmung keinen Wert hat. Ihm gesellt sich die breite Schilderung der Landschaft, die an sich voll stiller Reize ist und die warme Liebe des Dichters zum Heimatboden atmet, aber doch den Verlauf der Handlung hemmt und nur in losem Zusammen-

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 6. Auflage. ℳ 3.—, gebunden ℳ 4.—.

hang mit dem Ganzen steht. Schwerer lastet schon der Vorwurf, daß „Kämpfe“ so wenig Eigenart künden, so ganz in landläufige Pfade einbiegen und sich die Begründung so leicht machen, wenn sie nicht ganz unterbleibt. Es fehlt an der inneren Ausgeglichenheit, der schönen Fülle lebendigen Lebens und dem straffen Aufbau, der durch die Geschichte der Familie Berger verschoben erscheint. Der Entschluß des Mädchens, aus dem Leben zu scheiden, mutet uns als unwahrscheinlich an, um so mehr, da es seine Mutter so innig liebt und seinem Herrgott als Kind gegenübersteht, wie die plötzliche Sinnesänderung des starren Mannes, den nichts zu erweichen imstande scheint. Und es gellt wie Hohn durch die Schöpfung, wenn nun alle Hindernisse aus dem Wege geräumt erscheinen und doch die kalte Hand des Todes die Liebenden für immer trennt. Der jähe, unvermittelte Ausklang legt sich uns wie ein dunkler Alp auf die Brust und läßt stiller Wehmut keinen Raum.

Und doch gewinnt man eine persönliche Stellung zu der Erzählung und nicht nur aus rein literarischer Anteilnahme, die man eben einer Erstlingsdichtung zuzuwenden pflegt, wenn man den Abstand zwischen ihr und späteren Werken prüfend überschaut. Nein, „Kämpfe“ werden noch immer zu fesseln vermögen, allerdings unter der Voraussetzung, daß man sich in Ernst Zahn noch nicht hineingelesen hat. Schon hier spricht die warme Liebe des Dichters zu Land und Leuten in ergreifenden Tönen, die Heimatliebe, die Liebe zu allen, „Die da kommen und gehen“, zu denen, „Was das Leben zerbricht“. Und das ist schon das Eigene, das sich ankündigt und wie Verheißung anmutet. Dazu kommt dann so mancher Zug in der Zeichnung der Gestalten, der eigene Beobachtung verrät, der wirkliches Geschehen offenbart. Der alte Joseph Ehrler ist schon eine Personengestaltung von nicht gewöhnlichem Wurf; er ist der Vorläufer von jenen Prachtmenschen, die eine Verkörperung von Kraft, Größe, Festigkeit, Geschlossenheit und Willensstärke darstellen.

Erst fünf Jahre später trat Ernst Zahn mit einem neuen Roman hervor, „Erni Behaim",[1]) den er einen Schweizer Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert nennt, und der an „Kämpfen" gemessen einen gewaltigen Fortschritt darstellt. Eine kulturgeschichtliche Dichtung soll es sein; indes hier wie später in „Albin Indergand" oder einzelnen Novellen spüren wir kaum etwas von der Zeitfärbung und empfinden es auch keineswegs als Mangel. Daraus ergibt sich dann für uns der Vorteil, nicht scharf zwei Reihen von Romanen auseinander halten zu müssen, vielmehr sie nach der Zeit ihres Entstehens behandeln zu können.

Erni Behaim, der Sohn von Fortunat und Gunde Behaim, wächst im Weiler Abfrutt bei Göschenen auf und lebt ein Leben so voller Mühsal, Qual, Gewissensnot und Herzenspein, daß sein Schicksal uns bis in die innerste Seele hinein packt und erschüttert. Nicht nur, daß er seiner Mutter, die an einem unheilbaren Leiden dahinsiecht, alles an den Augen abliest, durch ihr Leiden um seine Jugendzeit kommt, zum Kräuterkundigen wird, mit ihr leidet und krankt, mit ihr den heimgekehrten Landsknecht und seine Quälereien erträgt, seine heiße Sohnesliebe gewinnt es durch furchtbare innere Kämpfe über sich, ihr den todbringenden Trank zu reichen, der sie endlich von ihrem qualvollen Leiden befreit. Nun indes kommen erst die Nöte. Als er dem Pfarrer gebeichtet hat, der über seiner Beichte stirbt, meint er nicht anders, als daß das Geständnis den Alten getötet habe. Gepeitscht von seinen Gewissensbissen, sucht er Zuflucht im Kloster Maria Einsiedeln, nimmt teil an dem unglücklichen Zuge der Eidgenossen gegen die Mailänder im Jahre 1422, rettet das Landesbanner und vergräbt sich als Waldbruder, um in der Heimat zu sein. Und wenn er seine Kräfte in den Dienst der notleidenden Mitmenschen stellt und Tag und Nacht rastlos tätig

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 12. Auflage. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

ist, so bringt ihm das doch keine innere Befriedigung oder gar Erlösung. Der Bann bleibt und lastet auf ihm, je länger, desto mehr. Da wird er an das Lager des Zumbrunn-Balz gerufen und von Trud erkannt. Sie ist es, die ihm die Lösung von seinen Gewissensqualen bringt. Und als sie das Geständnis seiner unveränderlichen Liebe zu ihr erzwungen hat, gibt es für sie keinen Widerstand mehr. Das heimatliche Gericht, in dessen Ring er getreten ist, spricht ihn frei und entbindet ihn auch seines Mönchsgelübdes. Nun hat alle Not ein Ende; denn die Trud wird seine Frau und öffnet ihm in schweren Stunden, die sich immer noch einstellen, die Augen für Gottes Güte und Größe und all das Schöne und Herrliche in seiner Schöpfung, und die allbefreiende Arbeit und die sich stets gleichbleibende Liebe und Freundlichkeit der durch schwere Erfahrungen hindurchgegangenen Gefährtin läßt ihn allgemach gesunden.

In Erni Behaim gipfelt die Haupthandlung, der sich eine Nebenhandlung anreiht, ja, jener vorhergeht und sie nachher vielfach durchkreuzt. Nach Abfrutt kommt der fanatische Pater Ambrosius, um die Glieder der Gemeinde aufzurütteln und sie zu überzeugten Christen zu machen. Da bleibt es nicht aus, daß er auf den härtesten Widerstand bei dem Hofer-Gallus, dem Richter, stößt. Zwischen beiden entsteht ein Kampf, wie er bei so ausgeprägten Menschen nicht ausbleiben kann. Und keiner ist Sieger. Denn der Hofer-Gallus hat wohl eine Blöße, an der er verwundbar ist, über die er indes Sieger wird mit Hilfe jener Cille, deren Liebe zu erringen Zweck und Ziel seines Lebens wird.

Der Richter hat sich an ein unwürdiges Weib gekettet, die Faustine, die ihm sein Leben verbittert, und der gegenüber Cille wie die Vollkommenheit in Person erscheint. Und nicht, daß sie ihm ausgewichen wäre in falscher Scham, vielmehr steht sie vor ihm im Bewußtsein ihrer Seelenreinheit und führt ihn Schritt um Schritt zur Erkenntnis dessen, das er sich, seiner Frau und seinem Kinde, das er ihr und der Gemeinde schuldig

ist. Und auch dann noch, als Faustine gestorben ist, bleibt sie ihm eine treue Freundin und Beraterin, nichts mehr. Die Gemeinde soll nicht an ihm irre werden, der gegenüber er sich feierlich gebunden hat, sondern allezeit wie früher in ihm sehen und erkennen den Hort des Rechts, der Wahrhaftigkeit, Lauterkeit und Treue. Und daß sie das erreicht, daß der ihr gegenüber willensschwache Mann auch die letzte Schwäche mannhaft überwindet und lange gehegte Gefühle endgültig schlafen legt, das ist ihre Größe, die der an Trud geschauten nichts nachgibt.

„Erni Behaim" ist ein Werk von größter Schönheit und gestalteter Kraft. Geradezu schwächlich erscheinen „Kämpfe" bei einem Vergleich. Was dort als künstlerische Gebrechen getadelt werden mußte, ist hier zum großen Teil überwunden. Der Aufbau mit seiner Gliederung zeugt von festerem Gefüge und dem Streben nach Vereinheitlichung. Die psychologische Begründung hat eine Vertiefung erfahren, die fast alles glaubhaft erscheinen läßt, weil lebendiges Leben zeugt. Und zwischen den Gliedern ist eine fast lückenlose Verbindung versucht, und diese selbst künden eine Fülle und Frische gestalteten Lebens, daß man des innerlich froh wird und die Natur am Werke wähnt, so sehr steht man unter dem Eindruck lebendiger Erfahrung.

Und die Gestalten, die Männer und Frauen! Erni Behaim neben Hofer-Gallus, Pater Ambrosius, Pater Martinus, wie sie leben und handeln! Und daß auch die Kehrseite nicht fehlt, hat Ernst Zahn in dem Zumbrunn-Matthis und seinem Bruder eine Verkörperung der Frömmelei und Scheinheiligkeit geschaffen, die fast typisch zu nennen ist. In der Gunde ist eine Kreuzträgerin gezeichnet, die auch zu den „Helden des Alltags" gehört, zu jenen Verschlossenen, die ihr Leid still tragen und anderen zu einer Quelle des Segens werden. Was wäre der grüblerische Erni ohne sie geworden, der nicht darüber hinweg konnte, daß Gott im Himmel nicht die Barmherzigkeit und Liebe sein könne bei so viel Leid auf Erden, bei den unsäglichen Qualen seiner Mutter! Und eine Cille muß einen aufrechten Mann

festigen und stählen und den größten Sieg an seine Fahne heften, wie eine Trud dem Armen Stütze und Stab wird und ihm den Frieden für Zeit und Ewigkeit zu spenden vermag. Angesichts solcher Frauen kommt über uns jene milde Auffassung und Beurteilung menschlicher Schwächen, wie Jean Paul sie sich nach dem angeführten Ausspruch zu eigen zu machen gewußt hat. Auch eine Faustine hat viel gefehlt, indes auch gesühnt, und sei es durch ihren qualvollen Tod.

Der Roman ist voll herrlicher Bilder, wie sie sich zeigen im Verkehr zwischen Mutter und Sohn, zwischen Erni und Trud, Hofer-Gallus und Cille, bei der Wallfahrt der beiden Kinder nach der St.-Niklausen-Kapelle, bei Ernis Beichte und des Kaplans Tod, beim Abschied von der Heimat, den Kämpfen der Urner mit den Feinden, bei der Wiedervereinigung der lange Getrennten in der Waldkirche und endlich an der Gerichtsstätte. „Erni Behaim" kann dieser Bilder wegen Veranlassung geben, über manche Fehler, die nicht zu leugnen sind, zwar nicht hinwegzusehen, sie indes in viel milderem Licht zu schauen.

Auch hier bewundern wir die Gabe des Dichters, die Natur in machtvoller Weise zu uns reden zu lassen, das Bildhafte seiner Sprache, die an sich voller Reize ist, die ernsthafte Lebensauffassung, die Worte tiefer Lebenswahrheit prägt. Was Ernst Zahn als Volkserzieher sein will, was seine Werke verkörpern sollen, tritt uns schon in „Erni Behaim" zuweilen unverhüllt entgegen.

Seine ganz besondere Begabung als Volkserzieher künden pädagogische Grundsätze und deren Erörterung und Begründung, wie wir sie in „Erni Behaim" ausgesprochen finden, und dabei hat sie Ernst Zahn in verhältnismäßig jungen Jahren geprägt und auch damit dargetan, wie sehr er in Menschenherzen, in der Kindesseele, zu lesen verstand. Eine solche Erzieherweisheit allein würde genügen, ihm eine achtunggebietende Stelle als Volkserzieher zu sichern; indes ist sein ganzes Werk ja nichts

anderes als eine Anwendung der von ihm vertretenen Pädagogik, als eine lebensvolle Gestaltung gegenüber einem rein wissenschaftlichen Lehrgebäude, das in Leben umzusetzen nur besonders berufenen Erziehern gegeben ist.

„Kinder sind Rätsel:[1]) Und wer ein Kind lieb hat, der weiß kein lieberes Tun, als in dessen Antlitz zu lesen. Eine mächtige Sprache steht darinnen geschrieben. Der sie lesen will, muß fleißig lernen, ansonsten er sie nie errät. Wer aber sein Kind ziehen will, lernt gerne. — Kinder sind Sonnenblicke! Kummer und Sorge und Zorn und Mißmut weichen dem, der sein Kind um sich hat, wie die Wolken dem Tageslicht. — Kinder sind Richter! Keine größere Scham denn die vor dem eignen Blut! Wer vor den Augen seines Kindes fehlt, ist ein Verlorener!"

„Kinder sind Richter!" Diese Erkenntnis ist nicht minder dem Hofer-Gallus eine starke Waffe gewesen, wie sie dem Fortunat Behaim und Zumbrunn-Balz zu einem sicheren Schutz hätte werden können. Eltern können Ernst Zahns Erzieherweisheit nicht genug beherzigen.

Und was das Beispiel eines aufrechten Mannes in leitender Stellung bedeutet, erfahren wir auf Seite 240/41, wenn Cille dem Hofer-Gallus auseinandersetzt: „Du bist zum Richter von Abfrutt gewählt, Gallus! Wer Richter sein will, muß ohne Makel sein! Die dem Volke vorangehen müssen, dürfen keine schlechten Wege beschreiten, sonst läuft auch ihre Schar ins Verderben! Der Ambrosius — du weißt, ich habe dem Eiferer nicht angehangen — aber was er dem Volke gepredigt hat, hat er selber gehalten! Was mag das Volk mehr groß auf Treue sehen, wenn sein Richter untreu wird? Du leitest die verlorene Gemeine, die der Bielwald von aller Welt scheidet, so daß sie nur auf dich als ihren Höchsten schauen kann und schaut. Seit du Herr über ihr Mißtrauen geworden bist, glaubt sie an dich.

---

[1]) Von mir im Sperrdruck wiedergegeben.

Ihr Glaube geht in die Brüche, wenn du vor ihren Augen fehlst, und das Rechttun wird zu Abfrutt wenig hoch mehr gehalten werden. Durch deine Schwachheit wird das Volk schwach. Du magst wissen, wer schuld hat, wenn diese Gemeine verkommt!"

Zu einem geflügelten Worte könnte der gedankenschwere Ausspruch auf Seite 341 werden: „Kummergeschlagene Menschen neiden anderen den Frohsinn nicht, sie stehen nur staunend seitab und wie vor nie Geschehenem und Unerreichbarem."

Und wenn ich nun zu dem Kern der ganzen Schöpfung komme, zu der Frage, ob jemand berechtigt ist, das Leben eines Menschen zu kürzen, der unter furchtbaren Qualen ohne jede Hoffnung auf Wiederherstellung sich krümmt, so ist darauf zu antworten, daß Ernst Zahn sich die Lösung keineswegs leicht gemacht hat. Mit welch heiligem Ernst er das schwer zu lösende Problem aufgefaßt und behandelt hat, merkt man jeder Zeile des Romans an, und daß es ihn weiter bewegt und erregt, an seiner Bühnendichtung „Josepha", deren an anderer Stelle kurz Erwähnung getan ist. Der Dichter beantwortet die Frage in bejahendem Sinne, und wenn er seinen Helden Erni Behaim trotzdem nicht zur Ruhe kommen läßt, so entspricht er mit der Darstellung dieser furchtbaren Gewissensnöte einmal der Wesensart jenes Jünglings, die wir als grüblerisch geschaut und erkannt haben, und würde demnach innerlich unwahr geworden sein, wenn das nicht geschehen wäre, zum anderen indes auch dem Problem selbst, das in der Meinung anderer Menschen, unter ganz anderen Verhältnissen widergespiegelt werden muß. Daß Trud Zumbrunn ihn endlich lösen und befreien und zum Glied seiner Heimatgemeinde zurückgewinnen kann, ist darin begründet, daß sie wie eine Ernis tiefe Liebe zu seiner Mutter erfahren und aus eigener Erfahrung über den Verlust des größten Schatzes auf Erden hellseherisch die Größe seines Wesens und seine Opfertat erkannt und gewürdigt hat und seine Schuld, wenn von einer solchen gesprochen werden darf, im Sinne der katholischen Kirche vollauf für gesühnt erachtet. So ist es wohl aufzufassen, daß

sie als Kläger und Verteidiger in einer Person vor dem heimatlichen Gericht auftritt. Ernst Zahn darf für sich in Anspruch nehmen, daß er in rein künstlerischem Sinne der Lösung der schweren Frage ziemlich nahegekommen ist; ob indes vom rein menschlichen Standpunkt aus seine Auffassung ungeteilte Zustimmung findet, wagen wir nicht zu entscheiden. Auch „Josepha" wird in dieser Beziehung kaum das letzte Bedenken hinwegzuräumen wissen.

Den vielen Vorzügen des Romans stehen doch auch manche Schattenseiten gegenüber. Wie in „Kämpfen" bietet „Erni Behaim" eine längere Schilderung des Schauplatzes und der Zeit, die jedoch in keiner Weise der Handlung dient oder sie fördert. Ernst Zahn hat eben noch nicht ganz mit seiner alten Anschauung und Auffassung brechen können. Daß wir zuerst der Meinung sind, im Hofer-Gallus und Pater Ambrosius und in Cille die Hauptgestalten der Dichtung sehen zu müssen, während später Erni Behaim die Handlung beherrscht und durch sie als der Held hindurchschreitet, ist in künstlerischer Beziehung ein Vorwurf, der den Aufbau und seine Gliederung als nicht einheitlich gestaltet trifft. Das ist ein Fehler, dem Zahn auch später nicht immer entgangen ist. Um eine kulturgeschichtliche Schöpfung handelt es sich, deren Zeitfärbung indes nicht gewahrt bleibt. Nur wenn wir vom Landsknechtleben, von den kirchlichen Strömungen, sonderlich vom Klosterleben, von den Kämpfen zwischen Urnern und Mailändern hören, werden wir daran erinnert, daß wir der Darstellung einer entlegenen Zeit folgen. Die Gestalten sind überlebensgroß gezeichnet, eine Neigung, die erst später mehr und mehr zurückgetreten ist, indes der Dichter auch später noch gern sich mit nicht gewöhnlichen Menschen beschäftigt. Die zu lösende Frage könnte Bedenken erregen, wenn es nicht gerade Ernst Zahn wäre, der mit seinem gehaltenen Ernst an sie herantritt.

Und abermals spüren wir sowohl nach Inhalt wie Form einen merklichen Fortschritt, wenn wir den 1900 erschienenen

Roman „Albin Indergand“[1]) ins Auge fassen. Auch er zählt wie „Erni Behaim“ zu den kulturgeschichtlichen Schöpfungen, nur daß er zur Zeit der Helvetischen Republik und der Zwingherrschaft eines Napoleon spielt wie „Die Geschwister“ in den „Helden des Alltags“ und „Die Hexe“ in der Sammlung: „Die da kommen und gehen!“

Die Schöpfung ist ein Entwickelungsroman von leuchtender Schöne, ihr Held Albin Indergand, der Bub von Laui-Eck, dessen Vater Jost zum Mörder am Wildhüter Gedeon Walker und mit dem Schwerte hingerichtet wird. Diesen Knaben, der als verstockt und verkommen gilt, zu retten, wird zur Lebensaufgabe des erst kurze Zeit im Dorf Anderhalden wirkenden Pfarrers Joseph Steiner, des ehemaligen Kapuziners Pater Cölestin.

Ganz leicht macht Albin Indergand seinem Wohltäter das Rettungswerk nicht, und mehr als einmal muß er sich vom Präses Johann Karl zum Brunnen sagen lassen, es sei vergebliche Mühe, weil der Apfel nicht weit vom Stamme falle. Und daß man dem Albin überall mit Verachtung und Hohn begegnet und die Haushälterin des Pfarrers, Agathe Gamma, ihn völlig übersieht, macht den Knaben noch mißtrauischer, als er von Natur schon ist. Aber in ihm lebt ein starker Hang zur Betätigung und große Wahrheitsliebe, und wenn er auch immer noch widerwillig den Freundlichkeiten seines Wohltäters begegnet, kann er nicht umhin, sich nach und nach einzugestehen, daß jener es gut mit ihm meine. Und als nun gar Joseph Steiner die Präsestochter Heinrike als Bundesgenossin gewonnen hat, erwacht keimartig in Albin ein Vertrauen, das zu schönen Hoffnungen berechtigt. Die Jahre kommen und gehen, und der Knabe kann beweisen, was ihm sein Wohltäter gilt. In schwerer Krankheit pflegt er den Pfarrer mit einer selbstlosen Aufopferung, mit einer Eifersucht gegen die Dorfbewohner, daß wir für seine Zukunft nicht

---

[1]) Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. 44. Tausend. Gebunden ℳ 5.—.

mehr zagen, hat doch Joseph Steiner in ihm den Sinn für alles Hohe und Edle zu wecken gewußt, wenn er ihm und Heinrike erzählte von seines Volkes großer Vergangenheit. Und doch, um einer fahrenden Komödiantin willen verrät er den Mann, der ihm nur Gutes getan hat; er flieht mit ihr in die Einöde. Wieder siegt das warme Herz des Pfarrers und nimmt den verlorenen Sohn zum andernmal bei sich auf. Weil er indes einsieht, daß Albin nicht in dem Dorfe bleiben kann, kauft er ihm das Steinwandgut und lehrt ihn, wie er sich die Anerkennung der Dorfgenossen erzwingen könne. Und diesmal erntet er die reifen Früchte seiner Menschenliebe; denn der junge Bauer leistet fast Unmögliches. Wohl haben die erzürnten Dörfler ihren Pfarrer verjagen wollen, wohl kündigt ihm der Gemeindepapst die Freundschaft; indes wird die Natur seine Bundesgenossin, die alle Feindschaft mit einem Schlage begräbt. Die schweren Heimsuchungen, die das Dorf treffen, zeigen den Leuten, was sie an ihrem Pfarrer haben, und Albin Indergand hat mit einer Tatkraft dazu beigetragen, das Dorf zu retten, daß man ihm stille Anerkennung zollt. Und als dann der stolze Präses zu Fall gekommen ist und die Kämpfe mit den Franzosen kommen, da ist der einst so Verachtete und Gemiedene stillschweigend der Führer und macht seinem Dorfe alle Ehre. Es wundert niemand mehr, daß Heinrike seine Frau wird, und als man einen Präses haben muß, daß man ihn wählt. Auch von ihm sagt das Dorf, was man früher über Johann Karl zum Brunnen geäußert hatte: „Wie dieser unser Präses ist keiner!“

Den Grundgedanken des Romans finden wir verkörpert in den Worten des sterbenden Pfarrers: „Menschlich ist die Sünde, aber über ihr ist die Kraft der Sühne, die göttlich ist!“ Und am anderen Orte heißt es von ihm: „Seid Ihr denn so übermenschlich gut, daß Ihr wisset, ob nicht Ihr einmal fehlen könnt?“ Und der Präses, dieser Stunde eingedenk, erklärt: „Der Pfarrherr hat recht bekommen, vor seiner schlimmen Stunde ist keiner sicher!“ Während das ganze Dorf Stellung gegen Joseph

Steiner nimmt und der Meinung offen Ausdruck gibt, daß Albin Indergand unverbesserlich sei und nichts Gutes aus ihm werden könne, ringt jener mit dem Knaben und wirkt auf ihn ein in so selbstloser Liebe und Treue, daß alles Gute, das in dem Buben vom Laui-Eck schlummert, ans Licht kommt, Gestalt gewinnt und sich in Leben umsetzt. Und dazu also hat Ernst Zahn mahnen wollen, nie müßig die Hände in den Schoß zu legen und die Dinge ihren Lauf nehmen zu lassen, sondern zu arbeiten und nicht zu verzweifeln, wie Carlyle ebenso wahr wie schön gesagt hat.

Der Aufbau ist diesmal fast ohne Baufehler und Risse. Vom ersten Augenblick an wissen wir, was der Dichter im Sinne hat. Knapp und klar schreitet er seines Weges, indem er das Ziel fest ins Auge faßt, zu zeigen, wie auch ein fauler Baum gute Früchte zu zeitigen vermag. Indem er den Pfarrer seinen Einzug ins Dorf halten läßt, macht er uns mit dem Schauplatz und den handelnden Personen in meisterhafter Weise bekannt und führt uns demnach mitten in die Handlung hinein, ohne erst lange ein Wort darüber zu verlieren, was er gestalten will. Und indem er einmal den Jungen als störrisch und verschlossen zeigt, verrät er gleichzeitig mit diesem Wesenszug, daß harte Arbeit nötig sein wird, um aus dem wild gewachsenen Menschenkind eine edle Menschenblüte herauszubilden, während er andererseits den Pfarrer am Präses eine Unsicherheit im Auge erkennen läßt, die in ihm unbewußt den Gedanken zum Reifen bringt, daß jener mehr scheine, als er sei, daß ein Fehler in der Rechnung stecken müsse. So vollzieht sich die Handlung folgerichtig und zielbewußt vor unseren Augen und verliert sich kaum in Seitenstraßen, und auch die Begründung ist stets so, daß wir die Geschehnisse vorausahnen dürfen.

In der Charakterzeichnung leistet „Albin Indergand" außerordentlich Wertvolles. Während Ernst Zahn den Pfarrer als völlig abgeschlossene Persönlichkeit vor uns hinstellt, bieten sich beim Präses, sonderlich natürlich bei Albin, Entwickelungsmöglich-

keiten. Daß der so selbstsichere Johann Karl zum Brunnen zu Fall kommen muß, liegt in seiner Lieblosigkeit, seinem Splitterrichten vollauf begründet, und wenn wir ihn immer wieder über Albin abfällig urteilen und den Pfarrer dagegen äußern hören, daß niemand für sich einstehen könne, überkommt uns jene heimliche Furcht, daß es einmal ein schlimmes Ende mit ihm nehmen müsse. Daß der Präses sich mit seinem Weibe beim Abschied versöhnt und mit dem Gedanken hinauszieht, nicht wieder zurückzukehren, und schließlich durch seinen Heldentod seinen Fall sühnt, ist ebenso bemerkenswert wie der Charakterzug des Pfarrherrn, dem durchaus sanfte Milde eignet und Friedfertigkeit über alles geht, der dagegen wie ein Fels allem Unwahren die Stirn bietet und furchtlos jedem Kampf trotzt und sich zäh im Verfolgen seiner Ziele erweist. Was der Präses an der Gemeinde versieht, weiß Joseph Steiner nach besten Kräften wieder gutzumachen, und Albin Indergand tritt sein Erbteil an und wirkt im Sinne des Entschlafenen, dem er durch solche Treue einen bleibenden Gedenkstein stiftet.

Der Roman ist überreich an kleinen und großen Bildern, sei es, daß sie sich in dem verschwiegenen Raum der Hütte vom Laui-Eck, im Pfarrhause, auf der Straße, in der Wildhüterhütte, im stillen Kreis oder in der lauten Öffentlichkeit abspielen. Zu den ergreifendsten zählt der Abschied des sterbenden Pfarrers von seinen Getreuen, zu den nicht minder packenden das Sterben von Mutter und Sohn in der Wildhüterhütte, das durch die innere Beziehung zur Natur, die Ernst Zahn herstellt, eine dichterische Weihe von wunderbarer Wirkung erfährt.

„Albin Indergand" ist eine tiefernste Dichtung. Vom Sterben ist oft die Rede, und vom Pfarrer, der schwerkrank daniederliegt, hören wir auf Seite 128: „Sie sagen, daß es so schwer sei. Und es wäre so leicht, vergäßen sie nicht, daß sie nur Gäste auf Erden sind, Gäste, die mit jungen Locken einziehen und im Frühgold des Tages und mit weißen Haaren den Weg durch den dunklen Abend finden müssen. Die Welt ist laut,

aber der Weg in den ewigen Abend ist still. Was kann dir Besseres werden, meine Seele, denn Stille!"

Mit dieser Lebensanschauung paart sich jene Scheu vor Frömmelei und Scheinheiligkeit und jene Scham, die man Keuschheit der Seele nennt und die sich freihält von jedem Lippendienst und fromme Genügsamkeit bedeutet.

So lesen wir Seite 114: „Jeder Dienst hat seine Stunde! Soll ich dem Herrn dienen, will ich an seinen Altären stehen oder ganz einsam in meiner stillsten Kammer, und in mir sei nichts als er. Aber mein Mund soll nicht vom Morgen bis zum Abend von süßen Reden triefen; denn das Wort Gottes ist wie Honig gesogen aus Blumen und Bäumen; dem du ihn spärlich reichst, der gesundet daran; dem du zu viel der süßen Speise bietest, dem wird sie leid."[1])

Das ist Seelsorgerweisheit und ein Stab, der sicher durchs Leben leitet, ein Wort, das ganz besonders den Eltern gilt, die so oft die rechte Mitte nicht zu treffen wissen und oft des Guten in bester Absicht zu viel tun oder aber aus völliger Gleichgültigkeit zu wenig einzuwirken suchen, ja aus Feindschaft gegen die Religion die Kinder um das Beste bringen, das zu vermitteln insonderheit den Beruf der Eltern ausmacht.

Und die Sprache des Romans ist klar und schön und Träger der Handlung, allerdings noch nicht im Vollsinn, wie die Naturschilderung als Selbstzweck mehr und mehr zurücktritt und dem Geschehenen zu dienen sucht. Die Liebe zum Heimatboden leitet auch hier wieder den Dichter, um so mehr in diesem Fall, wo die Heimaterde von fremden Eindringlingen bedroht wird, und wo es gilt, der Freiheit Boden zu beschützen und zu verteidigen.

Bei so vielen Vorzügen will es wenig bedeuten, wenn Ausstellungen zu machen sind. Der Dichter, der gern zur Haupthandlung eine andere treten läßt, ist in „Albin Indergand" diesem Fehler nicht ganz entgangen, wenn auch nicht sehr auf-

---

[1]) Von mir im Sperrdruck wiedergegeben.

fällig, da er sie in ziemlich enge Verbindung mit jener gebracht hat. Und weiter läßt Ernst Zahn des Helden Bruder in die Handlung eingreifen und im Heimatdorf sterben, der doch längst in der Ferne eine neue Heimat gefunden hatte. Und dann greift der Dichter zu einem Kunstmittel, das allerdings besser hätte vermieden werden müssen. Er läßt den Pfarrherrn ein Tagebuch führen und benutzt es, um dadurch die Handlung weiterzuführen. Wir sehen demgemäß, daß die Schwächen „Albin Indergands" weniger auf stofflichem Gebiet, als vielmehr auf dem der Formen liegen. Wie sehr indes Ernst Zahn sich in künstlerische Zucht genommen hat, erweist nichts so sehr wie der Fortschritt, der von „Kämpfen" über „Erni Behaim" zu dem Entwickelungsroman in aufsteigender Linie sich vollzieht. Auch dadurch offenbart er sich als Volkserzieher, daß er unablässig an sich arbeitet, um der Kunst mit ungeteiltem Herzen und reinen Händen dienen zu können.

Ist „Albin Indergand" trotz allem ein ziemlich sonniges Buch zu nennen, so steht der im Jahre darauf erschienene Roman „Herrgottsfäden"[1]) in schroffstem Gegensatz zu jener Dichtung. Er ist ein einziges Trauerspiel, das nur hin und wieder helle Lichter trägt. Gegenüber „Albin Indergand" hat er den Vorzug größerer Einheitlichkeit.

In „Herrgottsfäden" haben wir es mit Helden zu tun, die sich grimmig bis zum letzten Tag befehden. Es sind der im Dorf Fruttnellen allmächtige Präses Felix Furrer und sein armer Knecht Christen Russi, dem wir unsere Achtung nicht versagen können. Der Knecht will des Präses Tochter Rosi heiraten, stößt indes auf einen solchen Widerstand, daß an eine Verständigung kaum zu denken ist. Christen Russi versucht immer wieder eine Annäherung. Er erlebt jedoch stets einen solchen Empfang, daß ihm zum letztenmal das Wiederkommen bald un-

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 19. Auflage. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

möglich gemacht worden wäre. Sein Wille bleibt ungebrochen, was der fromme Lehrer Columban Nager auch immer sagen mag.

Aus seinem Munde hören wir den Grundgedanken der Dichtung, wie er es überhaupt ist, der ihn stets wieder aufnimmt und nach seiner ganzen Wesensanlage dazu berufen erscheint. Als der Kranke Christen sich immer wieder in seine Gedankengänge verbohrt, hält er ihm vor: „Was bist du denn für einer, daß du so gar viel willst! Siehst, Bub, ich bin nur der Schullehrer hier und kein Übergelehrter und keiner, der weit herumgekommen ist. Aber ich denke so manchmal nach über allerlei, und vieles kommt mir anders vor als anderen Leuten. Was nützt denn alles das viele Wollen und Planen und Suchen! Wenn die Sonne am blauen Himmel steht und die Lichtstreifen nach allen Seiten hinab auf die Erde fallen, da ist es mir allemal, als hingen an Millionen und Millionen von goldenen Fäden die kleinen Erdenmenschlein, und der Herrgott da oben regierte mit einer einzigen Hand das Ameisengewimsel der Menschen und führte sie zusammen und voneinander, ließe hier einen Faden herab und zöge dort einen herauf. Und es wäre kein Wille als einzig der seine.“[1]) (S. 43/44.)

Der Knecht geht mit der Russi-Kathrine in die Fremde und bleibt verschwunden. Aber daß er eines Tages wiederkommen wird, dafür bürgt uns sein eiserner Wille. Und der Wille von Präses und Pfarrer, die sich in diesem Punkte merkwürdig gut verstehen, regiert Fruttnellen weiter, und man sollte denken, daß das Dorf durch den Streit zwischen Furrerhaus und der Strahlegghütte nie aufgerührt worden wäre. Denn den Fehltritt seiner Rosi hat der Vater offen zugegeben und damit dem Dorfklatsch ein Ziel gesetzt, und als sie nun den amerikanischen Vetter „Tscharles“ geheiratet hat und Mutter geworden ist, geht das Leben im Dorf weiter seinen Lauf. Wohl will der Präses den Hudel nicht sehen, der daher jahrelang vor ihm verborgen gehalten wird; als

[1]) Von mir im Sperrdruck wiedergegeben.

jedoch der Felix geboren worden ist, kommen auch die Tage, wo der Tobias endlich seinem Großvater unter die Augen treten darf. Und merkwürdig genug gewinnt der hartherzige Furrer den begabten tatkräftigen „Heimlichen“ so lieb, als wäre er sein eigenes Kind, und zieht ihn Felix vor.

Die Jahre sind gegangen, die Frau des Präses ist begraben, die erst kurz vor ihrem Tode sich auf sich selbst besonnen hat, der Tscharles heimgegangen, und die Knaben, zu Jünglingen herangewachsen, teilen sich in die Arbeit, bei der Tobias nach wie vor der Überlegenere ist. Da schwirrt das Gerücht durch das Dorf, der Christen Russi habe einen Steinbruch bei Fruttnellen gekauft und werde selbst kommen, und er kommt und versetzt das Dorf in die größte Unruhe. Er spürt auf Schritt und Tritt, wie man ihn haßt und darauf ausgeht, ihm zu schaden. Ihn läßt das indes völlig kalt, und zielbewußt geht er daran, den Dörflern, namentlich dem Präses, seinen Willen aufzuzwingen. Und er hat Glück und bringt den Dorfgewaltigen in eine üble Lage, der selbst beim Gericht nicht mehr durchzudringen vermag. Überdies spinnt sich ein weiteres Verhängnis an. Felix Furrer hat sich in die Pia des Christen Russi verliebt. Und Tobias fühlt sich zu dessen älterer Tochter Josepha hingezogen. Das kann dem Großvater schließlich nicht mehr verborgen bleiben, und nun kommt die große Abrechnung, bei der das letzte Geheimnis sich lüftet. Josepha und Tobias sind Schwester und Bruder, und das ist das Todesurteil des herrlichen Burschen. Er wandert in die Fremde, und auf seinem einsamen Wege begleitet ihn ein gut Stück die hochgemute Josepha. Felix und Pia beziehen das Furrerhaus, und der Alte verbringt seine Tage auf einer einsamen Matte, während dem Christen Russi es wie Schuppen von den Augen gefallen ist, so daß er in die Worte ausbricht: „Eure Fäden, Lehrer, eure Herrgottsfäden! Ihr habt recht! Das, wie es jetzt ausgeht, habe ich nicht vorbesonnen gehabt!“

Der Grundgedanke klingt immer wieder an, so Seite 108, wo es heißt: „Und höre, Bub, ein fester Wille ist schon gut, aber

ein wenig, meine ich, ein wenig mehr solltest du denken, daß ein anderer als du die Welt regiert." Und Seite 198/199: „Vielleicht — wenn ich jetzt einer von den Gesegneten wäre, so könnte ich den Himmelsfaden schimmern sehen, an dem er meinen Buben herführt." — „Christen, Christen, das Trotzen nützt nichts. Eine Weile mag es nach deinem Willen gehen, und auf einmal schlägt es um." Weiter auf Seite 287: „Und es braucht doch nur einen kleinen Ruck von des allmächtigen Herrgotts Hand, dann findet keiner den andern mehr, dann legt sich ein weiter Raum zwischen beide, ein hoher Unglücksberg oder ein kleines Grab. Was ist doch des Menschen trotziger Wille für ein törichtes Ding!" Am ergreifendsten auf Seite 298/99, wo der erblindete Lehrer an dem Totenbett seines verlorenen Sohnes Lieni steht: „‚Hast ihn mir noch einmal hergebracht, lieber Herrgott, meinen Bub! Jetzt will ich ihn dir lassen. Nimm ihn jetzt und leit ihn, wohin du halt meinst!' Und er hob die Hand des Lienhard und legte sie so auf die Decke, als lege er sie in eine andere Hand, und starrte mit seinen glanzlosen Augen über das Bett hin. — Er sah des Herrgotts goldenen Faden niederhängen und meinte zu wissen, daß der den Toten von dannen zu leiten warte."

Der Gedanke, daß unser Herrgott das letzte Wort zu reden habe, liegt wie Verklärung auf „Herrgottsfäden" und macht sie zu einem Buch, das besinnlichen Lesern viel zu bieten hat. Gegenüber einer solchen Auffassung verliert das Trauerspiel an Herbheit und läßt trotz allem den Sonnenschein einmal hineinfluten. Und es ist so reich an Schönheiten. Wir brauchen nur an die lange Reihe der Gestalten zu denken, an die beiden Helden, die in ihrem Trotz und Trutz eine Fülle von gewaltiger Kraft verkörpern. Geirrt und gefehlt haben sie beide, der Christen Russi, der doch sein ganzes reiches Leben in den Dienst des Schwiegervaters zu stellen gedachte, während jener aus Hochmut und Protzentum mit dem Hudelpack keine Gemeinschaft haben wollte und dabei seiner Tochter das Herz brach und sie als gebrochene Menschenblüte durchs Leben gehen ließ, auch seine Frau nie zum

Bewußtsein ihrer Menschenwürde hatte kommen lassen. Was einzig mit ihm versöhnt, ist seine strenge Rechtlichkeit, die allerdings dem Gegner gegenüber wegen seiner Verbissenheit nicht standhielt. Und der Tobias, dem von klein auf an der Makel anhaftete, wie ist er zu einem kraftvollen Menschen herangewachsen, in dem kein Fehl Raum fand. Darin, daß er, der Unschuldige, des Vaters Sünde büßen muß, gipfelt das Trauerspiel, dessen Herbheit nun nicht mehr zu überbieten ist.

Der Lehrer Columban Nager ist die ausgeglichenste Gestalt des Ganzen. Sie wird offenbar zur Lieblingsgestalt des Dichters, der Gelegenheit nimmt, ihn weiterreifen zu lassen bis zu der Reife, daß er den erblindeten Greis vor seiner Bibel zeigt, die er zu lesen vermag, obgleich seine leiblichen Augen ihm den Dienst versagen. Nichts hat ihn an seinem Kinderglauben irre werden lassen und das Geschick, das ihn in seinem Lieni trifft, ihn nur näher zu seinem Herrgott geführt. Das ist der Greis mit dem goldenen Kindesherzen, eine liebliche Erscheinung, zu der es uns immer wieder hinzieht, und um derentwillen „Herrgottsfäden" geadelt erscheinen.

Unter den Frauengestalten fallen die Russi-Kathrine auf, die ihren Sohn mit allen Fasern liebt und ihn groß vor der Welt sehen möchte. Ein freundliches Bild bieten die Geschwister Hofer, unter denen die Hofer-Vroni als Dorfärztin hervorragt, eine Vorläuferin der Clari-Marie. Und die Sonne liegt auf Josepha Russi, die selbst leider im Schatten leben muß, und an der Schuld wird der Vater am härtesten zu tragen gehabt haben.

Freundliche Szenen sind in diesem Buch des Kampfes und Streites selten, und weil sie den Sonnenschein in die düstere Schöpfung hineinlassen, auch nur kurz und knapp gehalten, da die dunklen Sturmwolken den strahlenden Himmel sofort wieder verdunkeln. In den Kampfszenen ist viel ungefüge Kraft, und da das Verhängnis über Fruttnellen lastet, viel dumpfe Trauer, in die die Natur hineinschaut und an der sie teilhat.

Aufbau und Gliederung sind straffer geworden, und die Fülle des Lebens flutet aus allen Bildern. Daß die Handlung zeitlich auseinanderfällt, eine Zweiteilung vorliegt, ist zwar ein künstlerischer Fehler, der indes nicht gerade störend in die Erscheinung tritt. Auch die Menschen, namentlich der Präses, Christen Russi und Tobias, sind manchmal wohl etwas zu groß gesehen.

Und wieder hat der Dichter einen Fortschritt zu verzeichnen in dem Roman „Die Clari-Marie",[1]) der 1904 erschien. Darin ähneln sie einander, daß beide, „Herrgottsfäden" und die neue Schöpfung, herbe und ernst gehalten sind. Während es dort die Männer sind, die dem Ganzen die Wesensart aufprägen, ist es hier die Dorfärztin Marie Truttmann, die bei der Arbeit an einem Kindersarg von sich sagt und damit ihr eigenes Bild entwirft: „Auf die Welt gebracht habe ich das Kind, getauft habe ich's, weil es für den Pfarrer zu spät gewesen ist, und in die Kiste lege ich's. Es ist fast zu viel für einen Menschen, an einem andern zu tun." So hat Ernst Zahn nur zu recht, wenn er in der Widmung von „Den Verschlossenen!", deren eine die Clari-Marie ist, dieses Bild zeichnet und ihnen weiht.

Während Ernst Zahn als Dorfgewaltigen gern den Präses oder den Pfarrer zum Vorwurf nimmt, hat er in diesem Roman der Clari-Marie die führende Stellung im Dorfe Isengrund zugewiesen. Und das geht so weit, daß sich selbst der Pfarrer vor ihr beugt und sie ihn schiebt und das tun läßt, das aus sich selbst zu tun seine Bequemlichkeit so oft verhindert hat. Die Clari-Marie vereinigt viele Berufe in einer Person. Sie ist Hebamme, Ärztin, Seelsorgerin, Tischlerin, Familienhaupt für kindische Eltern, ihre drei Schwestern, für den alten Tischlergesellen Töni, für den Pflegesohn Jaun und der Furrerin Kinder Hansi und Severina. Damit ist ihr Pflichtenkreis kurz umrissen. Da ist

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 17.—18. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

kaum jemand, dem sie nicht ihre Dienste erwiesen hat, und alle erweisen ihr eine unbegrenzte Hochachtung. Das rührt daher, weil sie immer dienstbereit ist, am Tage sowohl als auch mitten in der Nacht. Ja, es scheint, als wenn die Arbeit ihr Erholung wäre und Ruhe Müßiggang. So betreut sie alle und will nichts davon wissen, daß ein Arzt ins Dorf kommt. Und dabei ist sie wortkarg und doch eine Trösterin, die manchem Sterbenden die letzten Augenblicke leicht gemacht hat. Es wiest auf eine gewisse Enge in ihrem Wesen, wenn es von ihr auf Seite 82 heißt: „Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen überbot sie sich." Aus dieser gewissen Engherzigkeit heraus erstehen ihr die Feinde, so daß sie am Ende ihrer Tage meint, sie habe eigentlich vergeblich gelebt. Und viele Feinde erstehen ihr. Nicht nur, daß der Jaun in die Stadt kommt, die höhere Schule besucht und Arzt werden will und die Fremden ins Dorf kommen, ihr eigener Schwager, der Rottalbauer Furrer, wird des Mordes angeklagt und nur auf Grund ihres Zeugnisses freigesprochen. Und dabei ist er der Frömmsten einer und versäumt nie den Gottesdienst und liest zu Haus seine Bibel. Daß übertriebene Frömmigkeit Frömmelei und Scheinheiligkeit erzeugt, will ihr nicht in den Sinn. Und zum zweitenmal muß sie ihn retten und wird doch schon im stillen an ihm irre. Ihr Eintreten für den Furrer hat indes zur Folge, daß ein Teil der Dorfbewohner von ihr abfällt, wie sie schon Hansi an Claudi Gisler, den Jaun und die Schwester Cille verloren hat. Von Tag zu Tag sieht sie ihren Anhang schwinden, und als nun gar der Jaun als Arzt ins Dorf kommt und die Seuche bekämpft, der sie machtlos gegenübersteht, da bahnt sich etwas wie Erkenntnis in ihr an. Es muß jedoch noch mehr auf sie einstürmen, ehe diese herbe Frauengestalt nachgibt. Die Clari-Marie ist es selbst, die die Seuche ins Haus bringt. Und während es ihr in dem Fall gelingt, die erkrankten Kinder zu retten, erkrankt Severina und siecht langsam dahin. Ihre Muhme, die mit allen Fibern ihres verschlossenen Herzens an dem Kinde hängt, sieht

den Tod und vermag ihn doch nicht zu bannen. Und nun tut sie einen Schritt, zu dem sie nur heißeste Liebe treiben kann. Sie selbst holt den Jaun und zeigt damit, daß sie seiner Kunst mehr Vertrauen schenkt als ihrem eigenen Können. Und der Neffe, dem das schwerkranke Mädchen das köstlichste Gut bedeutet, sieht mit einem Blick, daß der Tod sein Opfer nicht fahren lassen wird. Trotzdem gibt er sein Bestes her und läßt nichts unversucht, und auch seine ärztliche Kunst scheitert. Da bricht auch er zusammen, und sein „Zu spät!" wird der Clari-Marie zum Todesurteil. Das Mädchen, das im letzten Augenblick nur Augen für den Jaun gehabt und auch sie aufgegeben hat, und die Erkenntnis der Unzulänglichkeit ihrer Kraft veranlassen sie, sich ganz zurückzuziehen. Auch ihre Tischlerei gibt sie nach Tönis Tod auf, doch nicht so, daß sie nun ganz untätig hätte verharren können. Wo immer man ihrer bedarf, versagt sie sich nicht. Und als sie dann in der Hütte des Hansi weilt und die Claudi genauer kennen lernt, auch spürt, wie der ältere Junge sich zu ihr hingezogen fühlt, da regen sich wärmere Gefühle bei ihr, die sie freilich noch scheu das Licht des Tages schauen läßt. Und es ist so, wie Ernst Zahn den Roman weihevoll ausklingen läßt: „Vielleicht — will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und hart und verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!"

Mit dieser Zeichnung der Clari-Marie ist der Inhalt und das Wesen des Romans gegeben. Um sie als die Heldin gruppiert sich die ganze Handlung. Und das sind die zwei Fäden, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen, einmal ihre eigene Frömmigkeit und die Beurteilung des Menschenwertes nach dem äußeren religiösen Gebaren der Dörfler und zum anderen ihr starres Festhalten am überlieferten Alten und ihre Feindschaft gegen alles, was man ärztliche Kunst nennt. Und das nimmt bei ihr die Form eines gewissen Eigensinns, der Rechthaberei

und einer Art Selbstgerechtigkeit an, wodurch ihr besseres Selbst verdeckt wird und nicht zur eigentlichen Entfaltung kommen kann, um so mehr, da ihr die innere Verschlossenheit verbietet, andere in ihren tiefsten Herzenswinkel schauen zu lassen, in dem so viele verhaltene Liebe, reine Seelengüte und vorbildliche Selbstlosigkeit thronen. Es überkommt uns ein heißes Bedauern, daß sie nie den Mund hat öffnen können, um von dem zu zeugen, das sich so gern hervorgewagt hätte, indes an der Schwelle der Herzkammer immer und immer wieder durch die Scham zurückgedrängt ward. So muß sie durchs Leben wandern, bewundert von allen und doch schließlich einsam, daß sie laut hätte aufschreien mögen.

Was bedeutet es für sie, zugeben zu müssen, daß man fromm sein könne, ohne zur Kirche zu gehen! Und zu dieser Auffassung hat auch sie sich durchringen müssen und ist schließlich den Gottesdiensten fern geblieben zur großen Verwunderung Isengrunds. Daß sie an dem Pfarrer irre geworden ist, gibt ihr noch keine Veranlassung, den Rottalbauern aufzugeben, der so fleißig betet und doch des Mordes bezichtigt wird. Und selbst der Mord an dem Jacki-Werner öffnet ihr noch immer nicht die Augen, und sie meint, dem Kehle-Gisler nicht unrecht getan zu haben, als sie den Verdacht auf ihn richtete, eben weil er ein Heide sei. Und gerade dieser verachtete Gisler, der „Lätz“, läßt sein Leben für andere, und seine Tochter Claudi kann beten. Das ist selbst für eine so Verschlossene wie die Clari-Marie zu viel, und bei ihrer schlichten, ehrlichen Wesensart wird sie eine scharfe Abrechnung mit sich halten.

Und dazu kommt ihre Feindschaft gegen alles, was an Fremdem hinein will. Sie bleibt ein offener Gegner jedes Fremdenverkehrs wie die von Fruttnellen und hält von ärztlicher Kunst nichts. Um die Fremden fernzuhalten, wagt sie sich sogar in die Gemeindeversammlung und kämpft wie ein Mann, und dem Jaun Ziegler zürnt sie und meint, in jedem Dörfler einen Feind erkennen zu müssen, der seine Hilfe in Anspruch nimmt. Zwischen

ihr und dem Jaun herrscht offen ausgesprochene Feindschaft, so daß sie ihm geradezu ihr Haus verbietet, ihm in der Öffentlichkeit entgegentritt und Cilles Wohnen bei ihrem Sohn als Abfall von ihr empfindet. Daß ein Mord vorgekommen ist und das Gericht angerufen werden soll, kommt ihr geradezu ungeheuerlich vor, weswegen Ernst Zahn von ihr sagt, daß es in ihr erdbebnete, und damit einen Ausdruck prägt, der die gewaltige seelische Erschütterung außerordentlich anschaulich bezeichnet. Und als sie machtlos der Seuche gegenübersteht und die Hilfe ihres Neffen anrufen muß, da meistert sie diese zweite ausgeprägte Eigenart ihres Wesens und läßt kein gutes Haar an sich.

Aufbau und Gliederung sind fast ohne Fehl. Die Handlung verliert sich selten in Nebenwege, sondern behält das eine große Ziel im Auge, die Clari-Marie mit all ihren herrlichen Vorzügen und all ihren kleinen Schwächen deutlich und scharf widerzuspiegeln. Und die Begründung im großen und kleinen hält sich auf der Höhe echt künstlerischen Schaffens bis in unbedeutende Züge hinein.

Die einzelnen Glieder zeigen sehr häufig dramatische Gestaltung und führen uns mitten in die Lage hinein. Wie konnte Ernst Zahn wohl glücklicher uns die Bekanntschaft der Clari-Marie machen lassen, als indem er sie auf dem Wege zur Scharfegghütte begriffen vorführt. Und damit der Apotheker Friedrich Kirchhofer, dem sie beim Aufstieg auf das Rothorn begegnet ist, und der von seinem Führer Jacki-Jakob mancherlei über sie erfahren hat, an sich selbst ihre Kunst erfahren kann, muß er sich den Fuß verstauchen und ihre Hilfe in Anspruch nehmen, die ihm bald den Gebrauch des verletzten Beines wiedergibt. So die Einführung der Clari-Marie im Rahmen des Romans, und so begegnen wir ihr auf Schritt und Tritt und sehen sie in ihren verschiedenen Berufen schalten und walten.

Die Herbheit überwiegt auch in der „Clari-Marie". Ernste Bilder reihen sich an solche, die nicht minder packen wie die, wo es nur dumpf und schwer auf der Darstellung lastet. Szenen,

in denen der Tod als König der Schrecken erscheint, treten uns in verschiedener Abstufung entgegen. Und da erfahren wir die große Kunst des Dichters, Weihe und Verklärung auf sie zu legen. Wie einzig schön und herrlich läßt er die Kinder in den Armen der Clari-Marie heimgehen! Oder wie mutet es uns nicht minder traurig an, wenn wir die Clari-Marie mit ihrem sinnigen Ernst das Haus, aus vier Brettern gefügt, herstellen sehen! Und nun gar des Kindes Sterben, das sie bis ins innerste Herz verwundet! Und selbst da die ruhige Geschlossenheit ihres Wesens. Ja, die Sterbebetten und die Clari-Marie und Ernst Zahns warme Wehmut gehören zusammen.

Es scheint, als wenn er den Versuch hat machen wollen, in all das Läuten der Sterbeglocken auch Feiertags- und Friedensklänge hineinklingen zu lassen. Wo er Hansi und Severina oder Hansi und Claudi in ihrem Verkehr gestaltet, leuchtet es wie Fröhlichkeit auf. Und auch am Ausgang des Romans fällt freundliches Licht auf die Kehlehütte, wie der Verkehr zwischen den beiden fröhlichen Frieden und friedvolle Stille atmet, während im Zieglerhaus, von dem die Clari-Marie einmal in einer Anwandlung von Frohsinn gesagt hatte: „Ein neues Dach muß das Haus haben. So müssen Ziegel natürlich darauf, Ziegler müssen unter Ziegeln wohnen!" jene dumpfe Stimmung herrscht, die jede Äußerung von Fröhlichkeit von vornherein ausschließt. Ja, der Dichter hat versucht, in dem Kehle-Gisler geradezu eine komische Figur zu gestalten, indes doch wohl nicht ganz im Einklang mit seinem Wesen; denn wenn wir ihn in seiner ganzen Bravheit, seiner Ehrlichkeit und Treue kennen und schätzen gelernt haben, will uns jener Zug nicht recht zu seinem Bilde passen.

„Die Clari-Marie" greift uns noch ganz anders ans Herz als „Herrgottsfäden", und dazu ist lediglich die Heldin die Veranlassung, zu der wir eine persönliche Stellung gewonnen haben. Und wenn auch die Handlung hin und wieder hätte durchsichtiger sein können bei dem vielen Rankenwerk, das üppig wuchert und

an sich schön anmutet, weniger also mehr gewesen wäre, die Clari-Marie als fast zu groß geschaut erscheint und die Neigung, mehr zu charakterisieren als darzustellen und zu gestalten, hin und wieder in die Erscheinung tritt, so scheiden wir trotzdem von dem Roman mit dem Bewußtsein, Stunden der Erbauung und der Erhebung gefeiert und für unseren inneren Menschen innere Bereicherung erfahren zu haben.

Und wieder hat Ernst Zahn mehrere Jahre verstreichen lassen, ehe er mit einem neuen Roman hervortrat, und abermals einen Schritt weiter zur Aufwärtsentwickelung getan. Mit „Lukas Hochstraßers Haus",[1]) 1907 herausgegeben, hat der Dichter eine beträchtliche Höhe der Meisterschaft erklommen, mit ihm auch den größten äußeren Erfolg erfahren.

„Lukas Hochstraßers Haus", die Geschichte eines selten aufrechten, gefestigten Mannes und die seiner fünf eigenen Kinder und seiner Schwiegertochter Brigitte, ist eine Schöpfung von großer erzieherischer Weisheit. Es nimmt nicht wunder, daß Ernst Zahn sie seinen Kindern gewidmet hat.

Mit dem verträumten Sinnierer der Widmung hat Ernst Zahn den David, mit dem Geizigen den Christian, mit dem Ehrsüchtigen den Julian und mit dem Lebenstollen den Martin gemeint, während Brigitte die positive Seite dahin charakterisiert, daß Julian den Hochsinn und den Ehrgeiz, Martin die Lebensfreude, den zähen Fleiß und die Freude am Besitz Christian und David das offene Auge für alles Schöne vom Vater geerbt habe. (S. 252): „Und doch war keiner ihm gleich, gingen sie niederwärts, während sein Weg aufwärts führte!" Zu dem Schluß kommt sie bei ihrem Vergleich.

Die ganze Familie Hochstraßer finden wir am Beerdigungstage der ebenbürtigen Gefährtin um den kraftvollen, abgeklärten Vater versammelt. Während Julian und Martin schon selb-

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 47.—48. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

ständig dastehen, sollen nun auch die anderen ihren bestimmten Bereich im Vaterhause angewiesen erhalten. So übernimmt Christian die Landwirtschaft, während David das Schreiberamt übernehmen und daneben seinem Bruder helfen soll, während der Vater sich zurückzuziehen vornimmt, ohne zu unterlassen, überall sein wachsames Auge zu haben. Und weil sie sich alle vor seiner Persönlichkeit beugen, hat es den Anschein, als wenn alles einen günstigen Verlauf nehmen müsse. Und darin besteht die Lebensklugheit des Vaters, weniger zu gängeln, als im nötigen Augenblick fest zuzufassen und die verfahrene Karre wieder auf die rechte Straße zu bringen.

Daß er ganz frei von Sorgen ist, kann er nicht behaupten. Die Söhne sind eben ganz anders wie er und dabei grundverschieden. Zuerst hat er beim Ältesten in St. Felix einzugreifen, der als Waisenamtssekretär sich hätte bescheiden und nicht um die Volksgunst buhlen sollen. Dem Vater, der als feiner Beobachter eines Tages in dessen Haus weilt, gefällt manches nicht, und er sagt offen seine Meinung, ohne jedoch mit ihr durchzudringen. Als aber wirkliche Not vorhanden ist und die Arbeiter Miene machen, sich an Julian zu rächen, erscheint er abermals in seiner ruhigen Größe, nimmt des Sohnes Familie mit hinaus nach Herrlibach am Züricher See und läßt ihn in seinem Besitz arbeiten, bis einmal andere Zeiten gekommen sind.

Näher geht ihm schon die Sorge um Martin, den Leutnant, der als schlimmer Schürzenjäger bekannt ist. Nicht nur, daß er ein armes, verführtes Mädchen herzlos ins Wasser getrieben hat, er sucht Anschluß an den Kapitän Gotthold Fries, auf dessen Tochter Brigitte er ernste Absichten zu haben meint. Und wirklich gelingt es ihm, das Vertrauen der beiden guten, vertrauensseligen Menschen zu erschleichen und seine einnehmende Gestalt und sein gefälliges Wesen in die rechte Beleuchtung zu rücken. Wirklich kommt es zur Verlobung, obgleich das Mädchen nur mit geteiltem Herzen sich ihm verspricht. Es ist etwas an ihm, das sie nicht mag, ohne aber imstande zu sein, zu sagen, was es eigent-

lich sei. Und dieser leichtfertige Bursche, dem nichts heilig ist, verführt das keusche Mädchen wider ihren Willen, treibt seinen zukünftigen, schwach besaiteten Schwiegervater in die Wellen und seinen Vater dazu, des Rächeramts als Haupt der Familie zu walten. Einst hat er ihm gesagt: „Es ist nichts Elenderes als ein Mensch, der nicht mehr die Kraft zur Treue hat.“ Und die Treue der Brigitte hat Martin mit Füßen getreten und ist ihrer nicht wert. Ein furchtbares Gericht hält der Vater über den Sohn, den er hinausstößt; dagegen räumt er dem unglücklichen Mädchen Tochterrechte ein. Da haben wir den ganzen Mann in seinem grundehrlichen Wesen: „Eine Familie wie wir ist ein Leib. Wenn ein Glied daran faul ist, muß man es wegschneiden, scharf weg, dicht am Gelenk. Darum haben wir jetzt den Martin weggeschnitten.“

Und wenig Freude macht ihm Christian, dessen Schaffen nicht Lust an der Arbeit an sich ist; dem Vater bleibt der Hang seines Sohnes, alles zusammenzuraffen, keineswegs verborgen und macht ihm Sorgen, wenn er sich auch dessen Tüchtigkeit freuen muß. Anders schon beurteilt er den Sohn, als er sich mit der Nachbarstochter Barbara Koller verspricht, der einzigen, mit äußeren Vorzügen wenig bedachten Erbin. Christians Werbung ist für seine Gesinnung recht bezeichnend. Indes auch jetzt noch hält er mit seinem Urteil zurück und überläßt sie sich. Dann wird ein Kind geboren, und beide finden sich in dem Gedanken, ihm eine sorgenfreie Zukunft zu sichern. Und nun beginnen sie erst recht zu kargen und zu geizen und kommen doch nicht vorwärts, weil kein Segen auf ihrer Arbeit ruhen kann und sie dem Boden nicht geben, was er verlangt. Indes brüten sie über einem neuen Plan und treten in eine Lebensversicherung, erhöhen sogar den Betrag, obgleich sie kaum wissen, wie sie ihren Verpflichtungen nachkommen sollen. Dem Vater von ihren Nöten zu sagen, verbietet ein letzter Rest von Scham, und so keimt nach einem anderen Fehlschlag in Christian der Gedanke auf, durch Selbstmord dem Erben die hohe Summe zu sichern. Und man muß

sagen, daß er äußerst wohlüberlegt an die Ausführung seines Planes herantritt. Nur das berührt wohltuend und versöhnt ein wenig mit Christian, daß er seinen Sohn in seiner Weise wirklich geliebt und ihm noch in letzter Stunde ein Spielzeug geschaffen hat, das ihn an den Abgeschiedenen erinnern soll, der doch gern noch gelebt hätte. Der Vater in seiner vorbildlichen Art greift auch in diesem Fall zu, verhindert die Aneignung des Blutgeldes und nimmt Barbaras Geschick und das ihres Sohnes in seine festen, ehrlichen Hände, so daß wir für die Zukunft nicht zu bangen brauchen.

Die meiste Anteilnahme nötigt uns der jüngste Sohn David ab, der Träumer und heimliche Dichter unter Lukas Hochstraßers Söhnen. Wohl ist scharfe Aufsicht nötig, um ihn in geregelter Tätigkeit zu halten, sein Wesen indes sonnenhell und frühlingsfrisch, und wir freuen uns mit ihm im Anschauen der ewigen Schönheiten, für deren Verständnis sein Auge merkwürdig geschärft ist. Weil der Vater andere Sorgen hat, ist es David möglich, der Dirne der Kesselflicker nachzustellen und mit ihr ein Liebesverhältnis anzuknüpfen. Als die saubere Gesellschaft dann fortgezogen ist, bleibt er wie verstört zurück und ist zu tüchtiger Arbeit unfähig. Und sie kommen wieder, und aufs neue kommt das Lebensfieber über ihn. Er steht so im Bann der Fahrenden, daß er, den der Vater eingesperrt hat, entflieht und nun mit den Kesselflickern in deren Heimat zieht und in seiner stillen Art um das Mädchen wirbt, dessen Spielzeug er doch nur ist. Als Lukas Hochstraßer in Erfahrung gebracht hat, wo sein Sohn weilt, macht er sich auf, David heimzuführen, wie es früher mit Julian geschehen ist. Und nun führt ihm das Geschick seinen todkranken Martin in die Arme, dem er noch manchen Liebesdienst erweisen und dann die Augen zudrücken darf. David kehrt heim, findet sich nach und nach in seine eigentliche Aufgabe zurück und heiratet schließlich die treue Magd Martha, die um seinetwillen ihrem Lieblingswunsch entsagt und an seiner Seite ein stilles, bescheidenes Glück lebt.

Und auch die Rosa, seine Tochter, der rastlose Tätigkeit Lebensglück bedeutet, lernt sich bescheiden und ordnet sich still dem Einfluß des Vaters unter, der sie alle in seiner stillen, verhaltenen Weise beherrscht. Zu seinem besonderen Glück wird ihm Brigitte, die entehrte Braut seines Martin; ihr vor der Welt die Ehre wiederzugeben, ist ihm Herzensbedürfnis, und er kommt zum Ziel. Dafür wird sie ihm eine dankbare Tochter und sein liebstes Kind. Und die Freier kommen, hochansehnliche Männer, die sie zu schätzen wissen; sie hat für keinen anderen ein Auge als nur für ihren Schwiegervater, dem sie gern die zweite Frau geworden wäre. Auch da erweist Lukas Hochstraßer wieder, wie er ein ganzer Mann ist und einer augenblicklichen Gefühlserregung mannhaft zu widerstehen weiß. Aber dankbar bleibt er für ihre Verehrung und lebt, von allen geliebt und geschätzt, nur seinen Kindern, insonderheit dem Glück seiner Enkel, von denen er hoffen darf, daß sie einst die Familie Hochstraßer wieder zu Ehren bringen werden. Und das ist die abgeklärte Lebensanschauung des alternden Mannes, die er ausspricht am Bett von Brigittes Knaben: „So haben sie einmal alle gelegen, meine auch. Keiner weiß, was aus ihnen wird! Keiner kann seinen Kindern auf allen Wegen nachgehen!“ und mündet damit in die Worte Ernst Zahns ein, die er seinen Kindern in der Widmung zuruft.

Ist so der Inhalt des gehaltvollen Romans umrissen, und wenden wir uns seiner Deutung zu, so können wir sie in der an der Wiege des Enkels geäußerten Meinung Lukas Hochstraßers erblicken. Dem Dichter lag es ob, darzustellen, daß man ein aufrechter Vater und eine tatkräftige Mutter sein und doch wenig Freude an seinen Kindern erleben kann. Je mehr wir in das Wesen der Schöpfung eindringen, desto mehr bewundern wir die Kunst, mit der Lukas Hochstraßer im Gegensatz zu seinen Kindern gezeichnet wird. Und dabei läßt ihn Ernst Zahn keine innere Entwickelung mehr erfahren; die liegt längst abgeschlossen hinter ihm. Nichts kann ihn nun noch wandeln, weil er zu fest in sich

gefügt ist. Aber stets neue Seiten beobachten wir an ihm, wenn wir ihn in einer anderen Lage schauen. Dadurch hat der Dichter Gelegenheit, uns sein ganzes reiches Wesen zu enthüllen, und weil er diesen inneren Reichtum gestaltet, wächst die Gestalt vor unseren Blicken und bekommt etwas Ragendes und doch unendlich Liebreizendes. Einen solchen Mann hat Ernst Zahn vorher nicht zu zeichnen vermocht. Als Erzieher wirkt er vorbildlich in der Art, die Kinder sich frei entfalten zu lassen und erst dann einzugreifen, wenn es unbedingt nötig wird. Dabei hält er sich frei von jeder selbstgerechten Strenge und erlebt nun auch, daß seine Söhne ihm nicht mit Groll im Herzen nachschauen, vielmehr erst recht in Treue an ihn gekettet sind, selbst eine Barbara, der man alles andere als solche bescheidene Unterordnung zugetraut hätte. Das ist der große Unterschied zwischen Lukas Hochstraßer und der Clari-Marie, die es doch wahrhaftig auch mit allen gut und treu gemeint hatte. Sie wenden sich nach und nach alle von ihr ab, so daß sie ganz einsam dasteht, während der große Mann sie alle wieder um sich vereinigt und in ihrer Liebe den schönsten Lebensabend feiert und in tiefem Frieden still und freundlich von hinnen scheidet. „Lukas Hochstraßer" wird zu einer Art Selbstbeichte, und darin erblicke ich den Grund, warum uns dieser Roman so ganz packt und so selten erhebt bei all dem Trüben, das uns zu schauen wahrlich nicht erspart wird. Die seltene Abgeklärtheit des Dichters, die wie Sonne über dem Ganzen liegt, hieß ihn so schreiben und so milde urteilen, eben weil sein eigenes Haus ihn erwärmt und die Liebe zu seinen Kindern ihm sein Herz voll macht.

Aus der bisherigen Darbietung geht hervor, daß uns in dem Roman eine seltene Einheitlichkeit begegnet. Lukas Hochstraßer als Vater beherrscht die Dichtung. Seiner Gestalt ordnet sich die Lebensfügung der Kinder unter, die stets wieder auf ihn als den belebenden Mittelpunkt zurückweist. Das Geschick der Kinder vollzieht sich bis ins letzte vor unseren Augen, so daß kein Faden abgerissen erscheint, kein Fehler in dem Gewebe sich kund-

tut. Die Begründung ist immer so wohl und fein vorbereitet, daß man den Eindruck hat, es habe alles so folgen und sich fügen müssen. Dabei waltet eine wohltuende Klarheit in dem Roman, so daß man die Verhältnisse bis auf den letzten Grund durchschaut und in solcher Klarheit staunt über die verschwenderische Fülle der an Erzieherweisheit außerordentlich reichen Schöpfung, die einen Gipfelpunkt in Ernst Zahns Gesamtschaffen darstellt.

Einem solch meisterhaft aufgeführten Gebäude entspricht die Zeichnung der in ihm handelnden Gestalten, unter denen auch der Kapitän Gotthold Fries und der Knecht Longinus der Erwähnung wert sind. Und die Frauen von Regula an, die aus der Erinnerung der Familie Hochstraßer herauswächst, über Rosa und Barbara bis zu Brigitte hin stehen klar und deutlich vor unseren Augen, jede in ihrer Weise Menschen, die man verstehen kann, und die nicht ohne gute Seiten sind. Daß Brigitte zu einer Lieblingsgestalt wird, verdankt sie der warmen Anteilnahme, die ihr Lukas Hochstraßer entgegenbringt, und schon bei ihrer Einführung ahnen wir, daß ein ausgezeichneter Mensch in ihr steckt. Daher rührt auch die unbewußte Abneigung gegen Martin, der ihre Neigung mehr seinem und ihrem Vater als sich selbst verdankt, kann sie doch nicht umhin, in ihm stets Lukas Hochstraßer zu sehen, so daß ihre Neigung für den Alten schon von Beginn ihrer Bekanntschaft herrührt und später daher keineswegs überrascht.

Eine Fülle von groß geschauten Bildern birgt der Roman, und wenn wir auch zu Anfang nur mittelbar in die Situation hineingestellt und nicht sofort von der Handlung fortgerissen werden, so haben wir doch gleich hinterher in der Zeichnung der nach dem Begräbnis vereinigten Familie das Bild, das in freundlichen Farben gehalten uns heimisch macht in dem Kreis, dessen Geschick wir erfahren sollen. Ergreifende Szenen begegnen uns am Sterbebett Martins, in Brigittens Stube, solche, die uns abstoßen, in der Verführungsnacht, bei Christians Werbung

und dem Planen von Mann und Frau, lichtumflossene in Davids Liebesleben, in Lukas Hochstraßers Feierstunden, in seinem Sterben, und große, wie die, in der Lukas Hochstraßer seines Sohnes Julian Glück und Unglück erlebt.

Und während Ernst Zahn sich selten ein Lächeln abgewinnen kann und Schwermut und Trauer seine Darstellung füllt, ist in „Lukas Hochstraßers Haus“ mehr als einmal Sonnenschein und gehaltenes Lachen, und nichts nimmt uns mehr für den Helden ein, als wenn wir seinen stillen Frohsinn in seinen Mienen lesen und sein Feiertagsgesicht vor uns erblicken. Diese Ausgeglichenheit im Wechselspiel der Stimmungen gehört nicht zu den geringsten Vorzügen der Dichtung, die an sich genug an Trauer und Tränen zu tragen hat.

Mit großer künstlerischer Feinheit ist die Natur und ihre innere Beziehung zum Menschenleben in jener Nacht gezeichnet, in der das keusche, stille Mädchen dem Wollüstling erliegt. Die Dunkelheit, die Schwere der Luft, die Einsamkeit, all das lastet auf ihr und läßt Befürchtungen laut werden. Die Lampe qualmt und brennt trübe, als müsse sie mit der Unglücklichen trauern, und wird müde wie sie, und endlos rieselt der Regen herunter, und trübe und dunkel ist es überall, und die Nacht will nicht weichen.

Indes nicht mit diesem trüben Ausblick wollen wir uns von „Lukas Hochstraßers Haus“ einer anderen Dichtung zuwenden. Das wäre ein schlechter Dank gegen Ernst Zahn. Nein, wir wollen es so machen, wie Brigitte es tat, als ihr Schwiegervater gestorben war und sie in maßloser Trauer verharrte. Lukas, der Jüngling, tritt ins Sterbezimmer, und sie reckt ihm beide Hände hin, und er ergreift sie und hält sie, als sie zu fallen droht, „er, der des Hauses Hoffnung war!“ Voll frohen Hoffens auf eine weitere Höhenentwickelung Ernst Zahns, die das Wort unter seinem Bilde in so tiefer, köstlicher Weise verheißt, schauen wir all das Schöne und Herrliche in seinen Werken und lassen hinter uns, was auf uns lastet und liegt, weit, weit zurück.

Zwei Jahre nach „Lukas Hochstraßers Haus“ gab der Dichter den Roman „Einsamkeit“[1]) heraus, eine Problemdichtung, die keinen Fortschritt darstellt, vielmehr meines Erachtens einen gewissen Rückschritt bedeutet, insofern Ernst Zahn wieder in einen Fehler verfällt, den er endgültig überwunden zu haben schien.

Huldreich Rot ist zum Pfarrer des Bergdorfes Waldenz gewählt worden und macht sich mit seiner Mutter Jakobea, der Witwe eines Obersten, und Mirrlein, einer verwaisten nahen Verwandten, voll froher Hoffnung nach seinem Wirkungskreis auf. Und in ihm singt und klingt es ob der Schönheiten in Berg und Tal, und seine warme Menschenliebe will alles umfassen und alle Not bannen. Und er lernt sie kennen, die in jenem weltabgeschiedenen Dorfe hausen, den Säger Hartmann und Frau und Tochter Meta, den Sigristen Joseph Schmidlin, den Wegknecht Franz Steiner, den Lehrer Reinhard Fehr, die Näherin Magdalene Gredig und die Witwe Trina Stolz im „Weißen Roß“ und manche andere, auch Frau Deutsch und ihre Tochter Johanna. Zu allen tritt er in Beziehung, als er anfängt, ihre Bekanntschaft zu machen, sie zu suchen, sei es auf der Straße oder im Heim oder im Pfarrhaus. Ihnen allen will er etwas sein mit seinem hochgemuten Sinn, der keine Widerstände zu kennen meint. Und es scheint ihm zu gelingen, und er wurzelt schnell ein. Daß er dem Wegknecht bald lästig wird, merkt er nicht, und daß der Säger ihn nicht gerade gern sieht, fällt ihm nicht weiter auf, weil sie verschiedenen Glaubens sind. Meta Hartmann zieht ihn in jenes Haus bald wie mit unsichtbaren Armen hinein, sie, deren Wesen dem seinen gleich erscheint. Und wenn Schmidlin ihm in seiner Kriecherei nicht gefällt, so hat er doch für ihn ein Wort der Entschuldigung, und die verhärmte, verschüchterte Frau in ihrer Einsamkeit öffnet ihm endlich ihr

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 36.—38. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Herz zu einer langen, langen Beichte. Der Lehrer Reinhard Fehr wird sein Freund, mit dem er allerlei plant, und dessen Ortskenntnis ihm zugute kommt, und der die Bekanntschaft mit Trina Stolz, einer außerordentlich tüchtigen Frau, vermittelt, die gern mit ihm spricht und ihn oft um Rat fragt. Durch sie wird er mit Frau Deutsch bekannt, deren Tochter Johanna er in seinen Schutz nimmt und die er Meta Hartmann zuführt. So wächst ihm seine Arbeit unter den Händen, und er fühlt sich froh und frei dabei, um so mehr, da er bald weiß, daß die Tochter des Sägers trotz des verschiedenen Glaubens ihm herzlich zugetan ist.

Das ist die erste Erfahrung seines Lebens: „Es waren im Grunde viele Menschen allein in dieser Welt!" Nicht, als ob ihn dieser Gedanke noch nicht bewegt hätte, lebte ihn seine Mutter doch und gestaltete danach ihr Leben; indes hatte ihn ihr verschlossenes, herbes und abstoßendes Wesen nicht weiter behelligt. Nun aber, da er in seinem Amte Seelsorge treiben mußte, sah er mit eigenen Augen, wie wenig er in die Menschenseele hineinzuschauen fähig sei, wie sie nebeneinander lebten fast wie Fremde. Und waren sie es nicht, jene Frau dort oben im Dorf und Mutter und Tochter im Gasthof, die keine bleibende Statt hatten!

Die Mutter in ihrer klugen Art hat trotz ihrer Einsamkeit mehr Menschenkenntnis als der Sohn. Sie ahnt, was kommen muß, wie sie auch weiß, was ihn zum Säger hinzieht. „Mein Sohn Huldreich geht stark und feurig und zuversichtlich, wie er ist, einen Berg hinauf und freut sich auf das Schöne, was oben zu sehen sein wird. Aber er wird das Schöne nie sehen! Er wird vorher stürzen! Wir werden ihn finden, vielleicht zerschlagen oder — oder tot! — Vielleicht wird ihm der Sturz nicht schaden und er gleich wieder bereit sein, hinaufzusteigen!" Ja, das Mutterherz, wie scharf es den Regungen in der Seele ihres Sohnes nachgeht, und das Mutterauge, wie klar alle Widerstände sich ihm enthüllen! Huldreich Rot wird nicht ans Ziel

kommen, wenn wir auch noch alles im einzelnen nicht sehen können, was geschehen wird; die ganze feine Begründung drängt unaufhaltsam darauf hin.

Nicht so sehr auf sein Amt, das ihm nach wie vor Freude macht und ihm Freunde zuführt, wohl aber auf sein Liebesleben fällt ein Reif. Nicht umsonst hat der Säger den Baumeister Hans Sidler zu sich eingeladen, und er macht auf Meta keinen ungünstigen Eindruck, so daß sie beginnt, Vergleiche zu ziehen zwischen ihm und Huldreich, die vorläufig allerdings noch keine Gefahr für den heimlich Verlobten bedeuten. Aber es überkommen ihn doch schon manchmal trübe Gedanken, und dazu ist es im Pfarrhause einsam geworden, seit das allzeit fröhliche Mirrlein zu weiterer Ausbildung auswärts weilt. So golden leuchtet ihm die Sonne nicht mehr wie früher, und es will ihm in solch trüber Stimmung vorkommen, als wenn er doch nicht so fest in seiner Gemeinde wurzele, wie er anzunehmen bis dahin guten Grund gehabt hat.

Nun indes kommt ein Sturm über ihn, der ihn völlig zu vernichten droht. Was Magdalene Gredig immer gefürchtet hat, das ist Ereignis geworden. Ihr Mann, Ulrich Widmer, der im Zuchthaus seine an Johannes Rostacher begangene Mordtat abgebüßt hat, ist ihrer Spur gefolgt und ihr nahe. Huldreich Rot, zu dem die Frau geflüchtet ist, hat eine lange Unterredung mit ihrem Mann und zwingt ihm das Versprechen ab, nach einer Begegnung mit seiner Frau sie für immer zu lassen und in der großen Welt unterzutauchen, führt sie ihm darauf selbst zu und muß Zeuge sein, wie jener Bube erst das unglückliche Weib und dann sich selbst erschießt. Und wäre ihm nicht die ganze Spannkraft seiner Jugend zur Hilfe gekommen, er hätte völlig zusammenbrechen müssen.

Frau Deutsch und Johanna gehen wieder in die Welt der Sünde hinaus; auch sie hat er nicht halten können, wie ihm Meta mehr und mehr entschwindet. Auch Trina Stolz, deren Plan sich nicht in dem Maße hat verwirklichen lassen, wie sie es

wohl hoffen und wünschen mochte, wird zurückhaltender und hat kaum mehr Zeit für das von ihm so sehr geschätzte Plauderstündchen. Ihre Sorgen lassen ihr keinen Raum mehr für solche Gespräche, und eine gewisse Scheu vor einer Aussprache mag sie auch fürchten. Und so fühlt er deutlich auf einer Bergwanderung, zu der ihn seine dunkle Stimmung gedrängt hat, seine ganze Einsamkeit. „Da stand er auf der Höhe und in der Einsamkeit und war im Leben ein ebenso einsamer Mensch wie jetzt in der Bergstille. Bald war da unten vielleicht keiner mehr, den sein Bleiben oder Gehen kümmerte!"

Und seine Mutter kann ihm seinen siegesgewissen Optimismus nicht zurückgeben, im Gegenteil, sie macht ihm sein Haus nicht heller und lichter, sondern trägt noch einen Schatten mehr hinein. Und der Dichter hat ihr Wesen und den unmittelbar von ihm ausgehenden Einfluß nicht treffender zeichnen können, als es geschieht, wenn er sie beide uns beim Essen schauen läßt.

Und die Schilderung benutzt Ernst Zahn, um uns darauf vorzubereiten, daß sie zum offenen Angriff übergehen will. Umsonst hat sie ihn und die Wandlungen in seinem Gesicht nicht beobachtet und Schlüsse daraus gezogen. Und als sie die Stunde für gekommen erachtet, öffnet sie ihren Mund und wird gesprächiger denn je. „Dein Beruf ist ein Beruf der Liebe, aber Menschenliebe ist der undankbarste Beruf. Gib ihn auf, mein Sohn! Du bist — wir sind unabhängig. Ich achte das Geld nicht allzu hoch, aber, Herrgott, wie oft schon bin ich froh gewesen, daß ich Geld habe, so viel, daß es mich auch äußerlich von den Menschen unabhängig macht." Und sie wird die Veranlassung, daß er anfängt, sich mit der Frage der Lostrennung von Waldenz ernstlich zu beschäftigen.

Und dann muß er die schwerste Erfahrung seines Lebens durchkosten, die Trennung von Meta, die sich lange vorher angebahnt hat. Sie haben sich nicht mehr so häufig wie früher sehen können, Briefe den Verkehr vermitteln müssen und Metas Zeilen mehr und mehr von ihrer inneren Zerrissenheit und Un=

sicherheit nur zu deutlich Kunde gegeben. Und als sie endlich die entscheidende Aussprache haben, da ist er es, der sie gehen heißt, er, der sie zu halten vermocht hätte. Aber in ihm ist etwas zerbrochen, das nicht mehr erklingen kann. Er kennt sich selbst nicht wieder und versteht nicht, daß er so gar keinen Versuch gemacht hat, sie für sich zu retten, die wahrlich den Kampf nicht gescheut hätte. Und dann kommt ihr Abschiedsbrief. „Sie nannte das, was sie mit Huldreich verlebt hatte, das Schönste, was das Leben ihr habe bieten können, und fügte weltweise hinzu: Die Menschen dürfen vom Leben nichts Unmögliches verlangen, auch nicht ihre Tage in feiger Trauer zubringen, weil etwas, was das Leben ihnen als wünschenswert habe erscheinen lassen, ihnen verwehrt geblieben sei.“ Sie hat gut reden, da ihr die Werbung Hans Sidlers nicht ungelegen gekommen ist.

Inzwischen ist Mirrlein zurückgekehrt und wird von Huldreich kaum beachtet, der den Kopf voller Sorgen und sein Entlassungsgesuch eingereicht hat und damit auch äußerlich vollzieht, was innerlich längst geschehen ist. Und der Abschied kommt, und er erfährt, daß er doch nicht vergeblich gearbeitet hat und bei Frau Trina Stolz eine Lücke zurückläßt, während die Trennung vom Lehrer ihm nicht schwer fällt, der denn doch zu sehr seinen Eigennutz hat durchblicken lassen. Im Vaterhaus in der kleinen Stadt bricht er auch körperlich völlig zusammen und liegt lange schwerkrank danieder. Und als ihm die Genesung Raum für Gedanken gibt, hält er Abrechnung mit sich und findet eine Antwort, die ihm Frieden bringt. „Sein Gewissen, das Gewissen des Gottesdieners regte sich und rief ihm zu: Warum hast du dich nicht zu deinem Gott gewendet, als dir die Menschen versagten? Er erzitterte innerlich. Dann wurde ihm auch dieses klar: Was am Menschen irdisch ist, zieht ihn zum Menschen. Er trägt die Sehnsucht nach seinesgleichen, die den Unvollkommenen zum Unvollkommenen treibt, weil er eben Mensch ist. Und wo diese Sehnsucht in Schmerzen schreit, da schweigt für Zeiten selbst die ehrfürchtige andere nach dem Großen und Un-

endlichen, unterliegt die Hoffnung auf das Unfaßbare der Qual um das Verständliche und Verwandte." Diese Antwort, die von dem tiefen Lebensernst und seiner Kenntnis der menschlichen Seele zeugt, genügt doch wohl nicht, gibt aber den letzten Grund an, warum der Pfarrer scheitern mußte.

Und nun liegt es wie Versöhnung und Verklärung auf der Schöpfung, wenn wir an Frau Jakobea die tiefe Scham sehen, ihrem Sohn doch einen Blick in ihr Herz gestattet zu haben. Sie, die vorgibt, daß alle Menschen nur an sich denken und alles auf Erden nur Selbstsucht sei, während ihr Sohn den entgegengesetzten Standpunkt vertritt, hat sich mehr als einmal in ihrer Besorgnis um den Genesenden verraten. Huldreich Rot gesundet und findet allmählich Freude am geistigen Schaffen und viel Anerkennung für seine Arbeiten. Noch hat er nicht gewagt, die entscheidende Frage an die zu stellen, von deren Liebe er überzeugt ist. Vielleicht wird er es indes doch noch einmal tun.

Der Roman ist ganz auf den Ton der Entsagung eingestimmt, ein Motiv, das Ernst Zahn mehr als einmal verwandt hat, in einer großen Schöpfung hier allerdings zum erstenmal. Es kann uns fast wundernehmen, daß er, der überzeugte und bewußte Optimist, zu einem solchen Standpunkt hat gelangen können. Liegt Verzicht ohne weiteres im Wesen des Helden? Woher weiß seine Mutter so genau, daß er stürzen muß? Und eine Mutter von so scharfer Beobachtungsgabe wird ihren Sohn schon gekannt haben. Hat er im Amt etwas versehen, daß sein Lebensweg durchaus eine solche Wendung nehmen muß? Wir sind die Herbheiten Ernst Zahns gewohnt und lieben ihn um solcher Auffassung willen nicht minder. Indes hier will sie uns nicht recht am Platze sein. Es ist das erste Mal, daß er einen evangelischen Pfarrer zeichnet in solcher Breite, und gerade den läßt er scheitern. Mag er auch etwas weltfremd veranlagt sein, daß er klug ist, leugnet niemand, selbst der Säger Hartmann nicht. Und wenn auch seine Volksbeglückungspläne nicht in der Wirklichkeit wurzeln, so kann ihn ein Verzicht auf sie noch nicht aus

dem Sattel heben. Enttäuschungen erlebt jeder, und keiner überwindet so leicht wie der Optimist. Die Erfahrung mit Magdalene Gredig ist ernst, bitter, zerschmetternd, gewiß, indes noch immer nicht so, daß sie seinen letzten Schritt rechtfertigen kann. Und seine Liebe zu Meta Hartmann, um deren Besitz er ringen will, kämpfen mit allen Kräften, muß nicht ganz echt gewesen sein, er würde sie so leichten Kaufes nicht haben ziehen lassen können, sie, von der Ernst Zahn selbst sagt, daß Huldreich Rot noch Einfluß genug auf sie besaß, sie für immer zu besitzen. Religiöse Bedenken haben nicht mitgewirkt und seine Entsagung nicht gefordert; jedenfalls spricht dafür nichts. Und doch bricht er unter dem Ansturm all dieser trüben Erfahrungen zusammen. Da muß etwas in dem Wesen des Helden nicht recht geschaut sein und ihm das anhaften, was der Pfarrer Joseph Steiner an dem Präses in „Albin Indergand" beobachtet; es fehlt die innere Geschlossenheit. Der Pfarrer ist kein Held; daran ändert nichts, daß die Mutter von jeher den Verkehr der Menschen gemieden und eine große Einsamkeit um sich aufgebaut hat, daß auch ihm solche Gedanken kommen. Mir scheint der Hauptfehler seines Wesens darin zu liegen, daß seine Stellung zu Gott nicht die eines Kindes zum Vater war, dem man alles sagen darf. Was Ernst Zahn den Pfarrer als Endergebnis, als Lebensanschauung finden und aussprechen läßt, ist doch sehr anfechtbar. Gerade in solchen Lagen soll es sich zeigen, ob der Mensch in Gott gegründet ist oder nicht, und aus ihnen heraus die Freudigkeit gewinnen, ja, die Kampfnatur, weiter zu ringen und obzusiegen. Bei solcher Auffassung mußte Huldreich Rot scheitern, und wenn das Ernst Zahn hat verkörpern wollen, ist er völlig im Recht und hat das Problem folgerichtig durchgeführt. Dem Gedanken widerspricht indes wieder der Begriff der Einsamkeit, der Entsagung, der uns so anschaulich nahegelegt wird. Wir müssen demnach annehmen, daß sich der Dichter in der Gestalt des Helden vergriffen hat und „Einsamkeit", rein künstlerisch betrachtet, nicht einwandfrei ist, jedenfalls nicht befriedigt, selbst

bei einem Ausklang, der für die Folgezeit zukunftsfrohe Hoffnung lächelnd verheißt.

Aufbau und Gliederung sind sorgsam wie immer und lassen in ihrer Begründung keine Überraschungen zu. Die einzelnen Glieder sind zum Teil recht lebendig gestaltet; doch geht es durch viele hindurch wie Einsamkeit und Entsagung wie gleich am Anfang, wo selbst der Garten mitzureden scheint, und das tut dem Ganzen nicht gut. Die Stimmung des Schweigens gewinnt die Oberhand.

In der Zeichnung der Gestalten hat Ernst Zahn wieder eine glückliche Hand gezeigt, und wenn wir von der inneren Geschlossenheit absehen, an der Huldreich Rot krankt, so können wir uns seiner in reiner Freude freuen, ist er doch eine liebenswerte Gestalt mit viel Licht und wenig Schatten. Nichts spricht so sehr dafür wie der Umstand, daß er auf Mädchen und Frauen einen so nachhaltigen Eindruck macht. Wie der Dichter in dem Säger einen Mann von weitschauendem Blick und großer Menschenkenntnis gestaltet, so hat er in Joseph Schmidlin und Franz Steiner die kriecherische Falschheit auf der einen und eine pfiffige Weltklugheit auf der anderen Seite verkörpert und mit ihnen den Reichtum des dargestellten Lebens nicht unwesentlich bereichert. Und durch sie kommt ein gewisser Frohsinn in das Ganze hinein, wobei namentlich Schmidlin genug Gelegenheit zu einer Komik ohnegleichen hätte geben können.

An Frauengestalten ist die Dichtung besonders reich, und zwar in glücklichster Prägung. Frau Jakobea Rot könnte ganz als Typ solcher Frauennaturen gelten, die in bewußter Absicht Kälte um sich verbreiten, um anderen die Lust zu nehmen, sich weiter mit ihnen zu beschäftigen. Zu den „Verschlossenen" gehört sie wohl kaum; denn ihr ist keineswegs die Gabe versagt, sich über das auszusprechen, was sie bewegt. Oder gehört sie doch zu ihnen und kann das Schamgefühl, ihren Wesenskern der Welt kundtun zu müssen, nicht überwinden? Sie ist künstlerisch wundervoll gestaltet und sich Zug um Zug treu geblieben. Und

Mirrlein, das ganz im Schatten stand und ein Schattenleben führte, hat sich zu einer herrlichen Jungfrau entwickelt, die für einen Reinhard Fehr viel zu gut gewesen wäre. Das Feingefühl, das ihr sonderlich eignet und sie für einen Verkehr mit der Muhme wie geschaffen erscheinen läßt, hat sie unterscheiden lassen zwischen Huldreich Rot und dem Lehrer und ihr nur zu klar gesagt, auf welcher Seite Sein und Schein sei. Daß Reinhard Fehr nur ihretwegen gekommen ist und über ihre Absage sich gekränkt zeigt, so daß der Abschied zwischen ihm und seinem bisherigen Pfarrer ziemlich kühl ausfällt, offenbart den hohlen Kern seines Wesens zur Genüge und Mirrleins Goldherz. Obgleich sie verhältnismäßig wenig hervortritt, hat Ernst Zahn sie doch mit einem vollen Sonnenstrahl beleuchtet und sie der Reihe seiner Lieblingsgestalten eingefügt. Auch Frau Trina Stolz reiht sich dem Kranze an in ihrer Tüchtigkeit und ihrer freundlichen Lebensklugheit, hat doch der Pfarrer ihrem Verkehr manche schöne Stunde zu verdanken. Frau Deutsch, sehr fein gezeichnet in der Halbheit ihres Wesens, und ihre Tochter wandern über die Bühne und verschwinden im Nebel wie Magdalena Gredig, der es nicht vergönnt sein sollte, an der Sonnenseite des Lebens zu wandeln. Und nun Meta, die neben Huldreich die Hauptanteilnahme herausfordert und den Gegensatz zu Mirrlein verkörpert. Was hätte sie dem geistig so angeregten Manne sein können, und welch schöne Stunden, die schönsten ihres Lebens, verdankt sie ihm! Sie läßt ihn fahren trotz allem, schon verlockt durch die Freuden, die von fern winken. Und wenn es ihn tröstet, daß sie seiner nicht unwert gewesen sei und sie in ihrem Abschiedsbrief würdige Worte niedergeschrieben hat, wie wenig günstig fällt ein Vergleich zwischen ihr und Mirrlein oder gar Trud Zumbrunn aus, die Erni Behaim zu einem glücksfrohen Mann zu machen versteht. Und was bedeutet die Entsagung der Cille in dem gleichen Roman gegenüber ihrem Abfall! Nein, auch sie ist nicht die Heldin, die wir in ihr zu finden glauben, und in dem Stück doch wohl die Tochter ihrer Mutter.

Wenn auch die herben Bilder überwiegen, so fehlen die freundlichen keineswegs. Ja, es ist in dem Roman mehr Licht, als man vermuten kann. Vom zarten Schmelz echter Schönheit überhaucht sind die Liebesszenen, die innerlich tief empfunden und ein frohes Glücksgefühl auszulösen berufen sind. Das Aufkeimen der Hoffnung, das Gefühl des gegenseitigen Verstehens und die stille Freude darüber, der Ausbruch der Leidenschaft und die Aussprache über die Zukunft, alles das ist in leuchtenden Farben widergespiegelt. Und der Verkehr mit den anderen, die Bergwanderungen, die Besuche im Pfarrhaus, im Hause des Sägers und im „Weißen Kreuz", sie atmen jene köstliche Frische und Reinheit, die uns immer wieder in Ernst Zahns Schöpfungen begegnen. Und daneben das erschütternde Trauerspiel in der abgelegenen Hütte, der tiefergreifende Seelenkampf in der Arbeitsstube des Pfarrers, der Abschied von Waldenz und die Heimkehr: alle Stimmen erklingen in „Einsamkeit" und folgen Huldreich Rot in die selbstgewählte Entsagung und Dämmerung.

Gegenüber einer großen Anzahl von Vorzügen dürfen die Schwächen des Werkes nicht verschwiegen werden. Sie liegen zum großen Teil in dem Grundgedanken selbst begründet, dessen Berechtigung man nicht recht einsehen will. An dem Helden ist das schon nachgewiesen worden, und wenn der Einwand erhoben werden sollte, daß die Dichtung eben ein Entwickelungsroman ist, der die Wesensart durch die Einzelzüge schließlich zum Gesamtbilde zusammenfügt, so ist darauf zu erwidern, daß dann die psychologische Begründung und die ganze Lebensanschauung auf falschen Voraussetzungen beruhen. Ein solcher Optimismus, wie er Huldreich Rot eignet, erstarkt an den Widerständen und überwindet die Enttäuschungen, erlahmt jedenfalls nicht, wenn er sich Wünsche zu versagen hat und sie begräbt. Und seine religiöse Auffassung ist nicht einwandfrei, sonst hätte sie ihn schützen und stählen und steifen müssen. Im Aufbau ist offenbar dies ein Fehler, daß er einer Nebenhandlung in beträchtlichem Umfang

Raum gewährt. Wie in den „Kämpfen" wird in die Handlung die Geschichte eines Zuchthäuslers hineingetragen, die doch immerhin sehr lose mit der eigentlichen Geschichte einen Zusammenhang zeigt. Das nimmt uns um so mehr wunder, da Ernst Zahn gerade in „Lukas Hochstraßers Haus" eine seltene Einheitlichkeit verkörpert und schlechthin einen meisterhaften Aufbau geschaffen hat. Überhaupt sind manche Szenen nicht straff genug gefaßt und zu wenig lebensvoll. Das gilt auch für den Eingang des Romans, der in zu großer Breite angelegt ist und mehr schildert als darstellt. Vielleicht liegt alles an der müden Stimmung, die den Roman beherrscht. Und gescheitert sind fast alle, der Pfarrer voran, der Lehrer, der das Vertrauen der früheren Schülerin falsch gedeutet hat und sich in sich selbst zurückzieht, Meta an ihrem Herzenstraum, Frau Trina Stolz an der falschen Einschätzung ihrer Kräfte, Magdalene Gredig an ihrem Lebensglück, Frau Deutsch und ihre Tochter Johanna an ihrer Haltlosigkeit und ihrem Leichtsinn. Nur Hartmann, der uns trotz seiner Tüchtigkeit und einer gewissen Selbstsicherheit und spöttischen Überlegenheit nicht einmal ganz gefällt, und Mirrlein, das Sonnenkind, behaupten das Feld. Nein, „Einsamkeit" ist kein Fortschritt und kein neuer Aufstieg des Dichters und macht uns das Herz nicht warm, sondern läßt uns in stillem Schweigen verharren, da die Einsamkeit uns gleichfalls einspinnen will.

Um so mehr freuen wir uns „Der Frauen von Tannö",[1]) des Romans, der 1911 erschien und nicht ein Einzelschicksal, sondern das einer ganzen Gemeinde behandelt und schon seiner allgemeineren Bedeutung wegen größere Anteilnahme herausfordert. Den Stillstand in seinem Schaffen hat Ernst Zahn überwunden und ähnlich wie in „Lukas Hochstraßers Haus" etwas Ganzes und Geschlossenes geschaffen.

Daniel Pianta kommt als Lehrer ins Dorf und muß gleich die furchtbare Last kennen lernen, unter der Tannö seufzt und

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 26.—28. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

ächzt, und von der es auch keine Lösung gibt. Oder doch? Er ist feierlich empfangen worden, muß einige Worte zu den versammelten Dörflern sprechen und führt aus: „Jeder Mensch sucht in dieser Welt etwas, was er für sein Glück hält. Mir ist so eigentümlich zumute, irgendwie als ob ich meines hier finden müßte. Das ist ein guter Anfang, nicht wahr? So will ich mit dem Wunsche schließen: Möge der Tag uns allen das Glück bedeuten." Sein Einzug bringt dem Dorf indes wenig Glück. Fritz Figi will einen heruntergefallenen Kranz befestigen, verwundet sich an einem Nagel und verblutet sich, da in jenem Dorf die Bluterkrankheit herrscht. Und der alte, grobe Pfarrer Jon Flury nennt das einzige Mittel, das helfen kann: „Gebt uns keine solchen Kinder mehr, ihr verdammten, armen, geschlagenen Weiber!"

Daniel Pianta läßt die Frage der Beseitigung der Krankheit keine Ruhe, und durch Studium und im Gespräch mit dem Pfarrer und anderen sucht er nach Mitteln und kommt auf den Gedanken, die jungen Mädchen ein Gelübde ablegen zu lassen, ledig zu bleiben. Außer Jon Flury, der ihn zuerst halb widerwillig unterstützt, erstehen ihm bald Bundesgenossen, namentlich in der hochgemuten Anna Julia Balmott, der Tochter des verstorbenen Dorfarztes, und in Ulla Calonder, die alle fünf Söhne an der Bluterkrankheit hat verlieren müssen. Der Lehrer beruft eine Versammlung und hat großen Zulauf. Und wirklich erreicht er durch seinen Vortrag und die Unterstützung des Pfarrers, daß die Anwesenden einen Verein gründen und sich durch Unterschrift verpflichten, sich gegenseitig Treue zu halten und die Verheiratung der jungen Mädchen unmöglich zu machen. Wohl erhebt der erfahrene Alte Einwendungen und meint: „Keines schlägt so gewaltige Wellen wie das menschliche Blut. Und gegen das wollen wir an." Man hört nicht auf ihn, und in allgemeiner Begeisterung trennt man sich.

Ja, die Widerstände kommen immer von einer Seite, von der man sie nicht erwartet hätte. Justina Figi hat ein Verhältnis

mit dem Knecht Xander Tuor angeknüpft, das nicht ohne Folgen bleibt. Was soll nun geschehen? Als Justina endlich geredet hat, einigt man sich dahin, daß sie trotzdem nicht heiraten dürfe, das Kind indes in dem Bunde eine zweite Mutter haben solle. Und so geschieht es, und über die Geschichte wächst Gras. Aber schon wird man in der Umgegend von Tannò aufmerksam, und die jungen Burschen kommen und wollen die jungen Mädchen dem Bunde abspenstig machen. Und an Spott und Gelächter fehlt es nicht.

Da droht eine neue Gefahr. Berta Valer, ein lebenshungriges Mädchen, stellt Klemens Romedi nach und wird seine Braut. Endlich kommt es an den Tag, und obgleich sie der Vater die ganze Strenge seines Wesens spüren läßt, läßt sie nicht von ihm, nur daß sie es noch mehr zu verbergen sucht. Schließlich macht sie ihrem Geliebten den Vorschlag, er solle sich verheiraten, damit sie dann erst recht ihre Liebelei fortsetzen könnten. Und er tut es und kommt in einen Gewissensstreit, der uns in der Seele weh tut; aber seine Frau läßt ihn nicht, und Klemens findet sich zurück. Berta geht indes in Schande und Elend unter, als erschütternde Warnung für die, welche auf verbotenen Wegen zu wandern in Versuchung geraten wollten. Ja, verdorben, gestorben! Und dabei ist Berta Valer, ein allerdings zur Sinnlichkeit stark veranlagtes Mädchen, doch von Natur nicht eigentlich schlecht gewesen, indes ohne inneren Halt und ohne rechte helfende Hand. Und Vater und Verein haben nicht ganz ihre Pflicht getan und müssen gerade jetzt, wo der Feind sich übermächtig erhebt, alles daran setzen, um nicht noch mehr Fahnenflüchtige zu sehen, ja, den völligen Zusammenbruch ihrer edlen Bestrebungen zu erleben.

Und Daniel Pianta selbst wird schwach und unsicher. Und Anna Julia Valmott hat mit ihrem eigenen Blut zu kämpfen, fühlt sie doch, wie ihre ganze Seele jenem angehört. Auch Stina Wolf, die Todkranke, trägt nicht dazu bei, ihre inneren Kämpfe zu beschwichtigen und obzusiegen. Eine schwere Zeit kommt für

alle Teile, und es hat mehr als einmal den Anschein, als wenn diese so schön begonnene Bewegung im Sande verlaufen würde. Doch Anna Julia ist größer als Daniel Pianta und gibt ihm zu verstehen, daß Entsagung das Höchste und Schönste sei. Und doch auch sie hat wieder Stunden, in denen ihr Herz nach ihm schreit und sie im Begriff steht, schwach zu werden und seiner Bewerbung Gehör zu schenken.

Nun aber brennt der Brand neben ihr im eigenen Hause. In ihrer Schwester Aloisia, die mit dem Studenten Werner Stahl bekannt geworden ist und viel mit ihm gewandert hat, erwacht das Weib und will nichts von Entsagung wissen, die Anna Julia mit allen Mitteln zu erzwingen sucht. Eine Trennung bedeutet nichts, und daß Wiese, wie sie allgemein genannt wird, leichtsinnig ihre Gesundheit aufs Spiel setzt und in unheilbares Siechtum verfällt, läßt die ältere Schwester trotzdem nicht schwach werden. Und jetzt erfährt sie, daß in ihrer Familie die Bluterkrankheit nicht einmal erblich sei, und drüben kämpft Wiese den letzten, schweren Kampf und kann doch nicht sterben. Werner Stahl, der sie einige Zeit vergessen hatte, ist reuig heimgekehrt, um von der Todkranken Abschied für immer zu nehmen. Und so viel er auch bittet und bettelt, in die Kammer zur Geliebten eingelassen zu werden, und so sehr die Kranke nur noch den einen Wunsch hat, ihn, den sie an seinem Tritt erkannt, nur noch einmal zu sehen, bleibt Anna Julia unerbittlich, und die beiden Menschenkinder erleben hienieden kein Wiedersehen. Aber das Grab darf Werner Stahl besuchen und mit der Lebenden von der Heimgegangenen sprechen.

Daniel Pianta, der ausgezeichnete Lehrer, auf dessen Leistungen in der Schule man längst überall aufmerksam geworden ist, verläßt das Dorf, in dem er mit sich nicht fertig werden kann. Anna Julia begleitet ihn ein Stück und sagt als Trost beim Abschied zu ihm: „Wenn Sie einmal wiederkommen, wird vielleicht die Angst von unserem Dorfe genommen sein, die so lange darüber gelegen." Sie trennen sich, deren Pfade nicht zusammen-

münden sollten. Während er indes schon wieder an kühnen Plänen für die Zukunft baut, geht sie in nachdenklicher Stimmung heim, getröstet trotz allem von dem Gedanken, für das Dorf ein Segen geworden zu sein, dem der plötzliche Tod des Dominik Valer wieder einmal zum Bewußtsein hat bringen müssen, wie notwendig der Bund sei und wie groß „Die Nonnen von Tannò" vor ihnen und aller Welt daständen.

Den Grundgedanken des Romans hat Pfarrer Jon Flury mit jenem Wort zum Ausdruck gebracht, dem sich eine andere Prägung anreiht: „Wir Menschen sind wie Kinder, die Schneekugeln vom Berge rollen. Manchmal wachsen unsere Werke über uns hinaus und reißen uns mit fort, die wir sie zu meistern dachten." Ja, sie fordern etwas Großes, eine Entsagung, die fast über Menschenkräfte geht, und doch kommen sie trotz aller Widerstände ans Ziel, obgleich sie nicht klein sind, weil Anna Julia Valmott fest bleibt und nicht abtrünnig werden will. Sie könnte Daniel Pianta mit den gleichen Worten antworten, wie Cille es tut, als der Hofer-Gallus sie zum Weib begehrt und dabei äußert, sie könnten ja fortgehen. Um der hohen Aufgabe willen verzichtet Anna Julia auf irdisches Liebesglück und bleibt die unentwegte Führerin der Frauenbewegung, die aus sich selbst heraus die Krankheit besiegt, welche seit Menschengedenken das Dorf unglücklich gemacht und ihre Bewohner immer unter einem dunklen Druck ihre Straße hat schreiten lassen. Durch diesen Gedanken der Entsagung, der nichts Mönchisches an sich trägt, sondern ein friedfröhliches Opfer ist, bekommt der Roman einen so lebensfrohen Zug und steht im schärfsten Gegensatz zu „Einsamkeit": dort selbstgewollte kraftvolle Entsagung, hier Entsagung aus Mangel an Mut und Kraft, dort fröhliche Opfer, hier dumpfer Zwang, dort starke, aufrechte Gestalten, hier einsame Menschen, die bis in den tiefsten Wesenskern hinein getroffen sind, dort überquellende Lebensbejahung, hier Verneinung. Ernst Zahn hat sich ganz wiedergefunden und in „Den Frauen von Tannò" eine Selbstbeichte abgelegt, wie sie herz-

erfreuender nicht hat sein können. Und weil er sein eigenes Herz und das große Mitleid hat sprechen lassen, ist eine Dichtung voll glutenden Lebens und großer, starker Hoffnung entstanden, deren mächtiger Wirkung sich niemand entziehen kann.

Die ganze Anlage des Romans deutet auf innere Einheitlichkeit. Ernst Zahn führt den Hauptgedanken in gerader Linie durch, und es ist künstlerisch fein empfunden, wenn immer wieder der Gedanke hindurchklingt und wiederkehrt: „Keines schlägt so gewaltige Wellen wie das menschliche Blut, und gegen das wollen wir an." Je öfter dieser Satz auftritt, desto nachhaltiger ist seine Wirkung. Mit ihm geht Hand in Hand die Steigerung der Handlung, die stets größere Widerstände darzustellen hat, von dem Fehltritt Justina Figis an über Berta Valers Liebestollheit, Stina Wolfs Lebenshunger, Wieses Erwachen bis zu Anna Julias heißen Herzenskämpfen und ihrer Überwindung hin, in denen das Werk gipfelt. Diese fein künstlerische Bauweise, deren Gliederung sich dem Ganzen trefflich einfügt, und deren Verankerung bis in den Grund und die Anfänge hineinreicht, haben „Die Frauen von Tannò" vor vielen anderen Werken Ernst Zahns voraus und mit „Lukas Hochstraßers Haus" gemeinsam die Steigerung der Gefahren, die dem Lebenswerk dort wie hier Vernichtung drohen, wie das in den Lebensschicksalen der einzelnen Söhne zur Gestaltung gelangt.

Die Zeichnung der Personen ist nicht minder glücklich. Daß Daniel Pianta nicht zum eigentlichen Helden des Buches werden kann, liegt in seiner ganzen Veranlagung tief begründet, hören wir doch schon bei seinem Einzug, daß er zwar reich an Plänen sei, vor ihrer Verwirklichung jedoch im letzten Augenblick Halt mache. Was ihn für die Arbeit befähigt, ist seine nicht geringe Begabung, seine rasche Begeisterungsfähigkeit und seine Rednergabe, die ihn leicht überzeugen läßt. Indes macht ihn seine Begeisterung auch unsicher und läßt schnell nach, wenn seine persönlichen Wünsche in Frage kommen. Und er hätte längst die Flinte ins Korn geworfen, falls ihm Anna Julia Balmott nicht

zu Hilfe gekommen wäre. Auch Pfarrer Jon Flury mit seinem berechtigten Mißtrauen treibt ihn vorwärts. Als er nun sieht, daß er die Liebe des herrlichen Mädchens nie erringen wird, erscheint ihm die Aufgabe weniger groß, und er löst sich leicht aus den alten Verhältnissen, die sich stärker als seine persönlichen Wünsche hätten erweisen müssen, wenn er Anspruch darauf erheben will, als geschlossener Charakter zu gelten. Und Ernst Zahn hat gut daran getan, ihn so und nicht anders zu zeichnen, erkennt indes gern an, daß sein Wirken in Tannò die große Tat seines Lebens gewesen sei, weil sie eben unter den Augen Anna Julias geschehen ist, die ihm aber nicht folgen kann und daher seinem neuen Planen eine gewisse Grenze setzt.

Die eigentliche Heldin des Romans ist ohne Zweifel Anna Julia Balmott, das Mädchen, auf dem unsere Augen von vornherein mit Wohlgefallen ruhen. Und sie nimmt unter den anderen Mädchen des Dorfes vermöge ihrer besseren Bildung eine Sonderstellung ein, obgleich sie sich vor keiner Arbeit scheut und von Daniel Pianta, als er ihr den ersten Besuch macht, am Brunnen beim Wasserschöpfen angetroffen wird. Beides ergänzt sich eben bei ihr, körperliche Vorzüge neben wirtschaftlicher Tüchtigkeit und Herzensbildung. So läßt es sich leicht denken, daß sich die anderen ihr unterordnen und auf sie schauen und hören. Als sie daher des Lehrers Helferin wird, darf man von vornherein annehmen, daß dem Werke das Gelingen nicht fehlen werde. Ein so lauterer und reiner Charakter, wie sie es ist, gerät sie einerseits bald in Gewissensstreit, als sie sich der aufschäumenden Liebe zu Daniel Pianta bewußt wird. Und andererseits ist sie keine feige Natur und läßt den Dingen ihren Lauf. Wie sie bei Justina eingegriffen hat ohne falsche Scham, so handelt sie auch dem Lehrer gegenüber und zeigt durch ihr ganzes Verhalten wie durch ihre Andeutungen, daß er auf Gewährung seiner Wünsche bei ihr nicht zu rechnen habe. Genau so zielbewußt greift sie bei ihrer Schwester ein und zeigt Daniel Pianta, den sie zu ihrem Vertrauten macht, dadurch um so deutlicher,

daß ihr Lebenszweck unter den gegebenen Verhältnissen ganz woanders liege und ihre Wünsche sich in dem Punkte niemals begegnen könnten. Daß sie ihrer Wiese hindernd in den Weg tritt, erscheint auf den ersten Blick hart und herzlos, und daß sie die Veranlassung wird, daß die jüngere Schwester früh ins Grab sinkt, fast als Flecken und Fehler in ihrem Wesen, wie auch die Weigerung, Werner Stahl ans Krankenlager treten zu lassen, uns befremden kann; aber das ist bei großen Naturen immer so, daß sie alles, was sie treiben, mit ganzer Seele tun und Widerstände rücksichtslos zu beseitigen wissen. Und wenn wir einwenden wollten, damit hätte sie sich doch nichts vergeben, wenn sie beiden Menschenkindern die letzte Begegnung ermöglicht haben würde, so gilt dann auch das wieder, daß unter allen Umständen vermieden werden mußte, Zugeständnisse irgend welcher Art zu machen. Werner Stahl hätte im Dorf als Verlobter der Toten gegolten, und es ist nicht abzusehen, welche Folgen gerade eine Schwäche Anna Julias heraufgeführt haben würde. Daher hat Ernst Zahn sie so handeln lassen und bleibt damit ihrer Wesensart durchaus treu. Ob sie als Weib richtig gehandelt hat, ist dabei eine andere Frage, die hier indes nicht in Betracht kommt, weil die besonderen Verhältnisse in Tannd auch ihre besondere Handlungsweise rechtfertigen. Anna Julia Balmott wird durch ihre Entsagung und die selbstlose Art ihres Handelns zu einer ragenden Gestalt, und was sie an Zügen warmer Weiblichkeit einbüßen mag, das gewinnt sie wieder durch die Lauterkeit ihrer Gesinnung und die Reinheit ihres Herzens, sie, die nichts für sich, sondern alles nur für andere gesucht hat. Eine solche Entsagung ist eine große, gewaltige Opfertat, ein Hinauswachsen über Menschengröße. „Den Überwindern und den Überwundenen!" hat Ernst Zahn mit warmem Mitgefühl seinen Roman gewidmet und damit aufs neue bewiesen, wie sehr er mit seinen Werken verwachsen ist und wie ganz seine Seele in seinen Gestalten lebt.

Neben die Männer, deren Vertreter Pfarrer Jon Flury und der Großrat Valer sind, tritt eine ganze Reihe von Frauen-

gestalten, unter denen Ulla Calonder am meisten hervorragt. Sie ist meisterhaft gezeichnet und eine Zierde des Romans, trotz ihrer geringen körperlichen Vorzüge. Man kann sie die Verkörperung des Menschenleides nennen, eine schwergeprüfte Kreuzträgerin. Und so erwächst sie zur treuen Warnerin, zum Eckart von Tannò. Daß Ernst Zahn sie uns so nahe hat bringen können, darf ihn mit berechtigtem Stolz erfüllen; denn es ist ein Vorrecht des Dichters, gerade in den Geringsten und Verachtetsten noch immer den Menschen zu zeigen, dem wir unsere Teilnahme nie versagen dürfen. Eine wenig anziehende Gestalt ist die Gunde Figi, die sich jederzeit bereit gefunden hätte, den Verführer ihrer Schwester, Xander Tuor, zu heiraten. Auch das eine Beurteilung, die uns über ihr Wesen nur zu klaren Aufschluß gibt.

Daß der Charakter „Der Frauen von Tannò" durchweg ernst gehalten ist, versteht sich von selbst. Wer ein solches Werk treiben will, darf nicht mit immer lächelnden Mienen einherschreiten. Und doch ist die Dichtung keineswegs ohne Frohsinn, ohne Licht und Leben. Allerdings müssen wir das alles in Anna Julius Haus suchen. Dort dient man der Kunst, und wo sie zu Hause ist, da herrscht auch jene köstliche Stimmung, die ohne eigentliche laute Fröhlichkeit doch Frohsinn in sich schließt. Viel Sonne ist über dem erwachenden Liebesleben der kleinen Wiese und des Studenten Werner Stahl, und freundlich grüßen uns der Anfang und der Einzug des Lehrers in seinen Vorbereitungen und der zugrunde liegenden Absicht, dem Ankömmling Freude zu machen. Auch das ist künstlerisch fein empfunden, daß neben die Freude die Trauer tritt, daß der Druck, der über dem Gespräch der jungen Burschen und Mädchen liegt und in ihren Worten einen Widerhall findet, sofort in dem Tode Fritz Figis seine Verkörperung erfährt und das Frohgefühl jäh verjagt. Und dann nehmen wir teil an jenem Jammer in der Sterbekammer der Wiese Balmott, die nicht mehr leben mochte. Ist es schon traurig, wenn ein Erwachsener oder gar ein Greis am Leben verzagt, wie viel mehr, wenn ein junger Mensch keine

Lebenslust mehr zeigt. Traurige Jungfrauen und Jünglinge sind ein Widerspruch in sich, und so stehen wir an ihrem Sterbebett mit dem ganzen Mitgefühl warmfühlender Seelen und möchten unter leichter Änderung mit jener Hagar im Alten Testament sprechen: „Ich kann nicht zusehen des Kindes Sterben." Ja, schwer legt es sich uns aufs Herz, um so mehr, als wir auch draußen den Jammer wissen. Und doch, wie weiß Ernst Zahn zu verklären und das Leid zu mildern mit warmem, teilnehmendem Herzen, so daß eine gewisse Ausgeglichenheit dem Roman nicht abzusprechen ist.

„Die Frauen von Tannò" weisen scharf und klar auf das ferne Ziel hin, das Ernst Zahn als Künstler zu erstreben sucht, und sind uns eine Verheißung dafür, daß er ihm in seinem ernsten Ringen näher und näher kommen wird.

Und diese Behauptung besteht zu Recht, trotz des vor drei Jahren erschienenen Romans „Der Apotheker von Klein-Weltwil",[1]) der einen entschiedenen Rückschritt bedeutet gegenüber zahlreichen, nicht zu leugnenden Schönheiten und Vorzügen.

Eusebius Fuchs, der Erbe der Elefantenapotheke, der stets in der großen Welt gelebt hat und sehnlichst von der Kleinstadt erwartet wird, stellt sich endlich am Samstag vor Ostern ein, indes ganz anders, als man es erwartet hat. Während seine Haushälterin Hermine Siebenmann mit dem Zuge eintrifft und mit Schachteln überladen ist, hat der künftige Apotheker von Klein-Weltwil die Eisenbahn am vorletzten Haltepunkt verlassen, um den Ort zu Fuß zu erreichen und seinen Gedanken nachzuhängen. Und verschroben genug sieht es in seinem Kopf aus; die Klein-Weltwiler würden ihn weit weniger freudig erwartet haben, wenn sie hätten wissen können, was er für ihre Stadt werden würde. Das ist es, was ihm Rosalina Gans, die Tochter des Dekans, einmal entgegenschleudert: „Sie haben eine sündhafte

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 21.—25. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Art, das Böse in dem Menschen geradezu zu wecken!" worauf er erwidert und damit allerdings schärfste Beobachtungsgabe dartut: „Ich spreche Gedanken laut aus, die ich hinter anderen Stirnen lese, und errate Wünsche, die in den Seelen stehen, und von denen ich weiß, daß sie nach Erfüllung schreien, so sehr die, welche sie hegen, das sich selbst und anderen verhehlen!" Oder am anderen Orte: „Es gibt zweierlei Ärzte in der Welt. Die einen unterdrücken die Krankheit, die andern befördern sie, damit sie desto rascher überstanden sei!", und zu der zweiten Art gehört er selbst, der überall da, wo er eintritt, Zwiespalt in die Seelen hineinwirft oder dunkle Gefühle und Triebe zur Klarheit und Verwirklichung weckt. Eusebius Fuchs hat etwas von einem Mephisto an sich und gleicht ihm darin, daß er stets verneint und alles zerstört, ohne etwas Neues und Besseres an die Stelle zu setzen.

Kaum hat der Apotheker seinen Antrittsbesuch beim Fabrikanten Alfred Schuppiger gemacht, als er sofort mit seiner Wühlarbeit einsetzt und den jüngeren Sohn des Hauses gegen seinen Bruder Theodor und seine Eltern aufhetzt. Er weckt in Christian Blochinger vom Paradies Gedanken, die das Verhältnis zu seinem ehrenwerten Vater nach dessen Verheiratung mit Marie Ruschmann trüben und ein weiteres Zusammenleben unmöglich machen, und dabei haben die beiden vordem in geradezu vorbildlicher Einigkeit und Freundschaft gelebt. Den Helfer Hans Heinrich Meiß spielt er gegen den Dekan Matthias Gans aus und sät Mißtrauen zwischen Rosalina Gans und ihrer Base Luzia. Den Mechaniker Thomas Räber macht er unzufrieden und stiftet Unfrieden zwischen ihm und seinen Kindern Georg und Christine, denen er das Wort redet, und seinem Brotherrn Schuppiger. Den jungen Dichter und Lehrer Felix Weiser lobt er so, daß der Schriftleiter Dr. Johannes Schwarz von der Klein-Weltwiler Zeitung ihm sein Wohlwollen entzieht und sich dem Schlosser Jakob Hattemer als seinem neuen Schützling zuwendet. Und selbst in der herrlichen Gebirgswelt verspritzt er sein Gift

und entfremdet die Agatha der Heimat, so daß sie nach Klein-Weltwil kommt und todunglücklich sich in der Fremde fühlt. Den Streik hat er mittelbar ebenso auf dem Gewissen wie das Unglück der Familie Räber, und daß sein Geschäftsführer Gotthold Stillfried ihm allein widersteht, verdankt er seiner lauteren Gesinnung und seinen schweren Lebenserfahrungen. Und einer verschwindet nach dem anderen, gebrochen zum Teil oder doch wenigstens unglücklich, und endlich verläßt auch Eusebius Fuchs den Ort, wo er nur Unsegen gestiftet hat, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen; dafür sprechen alle Andeutungen, die er Gotthold Stillfried gegenüber macht. Das ist sein Abschied: „All unsere Spuren vergehen in Nacht. Wäre es so verwunderlich, wenn ich ginge? Ich habe den Pulsschlag dieser kleinen Stadt gespürt und beobachtet, mit der Uhr in der Hand wie ein gewissenhafter und — nach Neuem suchender Arzt. Vielleicht habe ich dabei gelernt, vielleicht Lust bekommen, mein Wissen in einem weiteren Felde zu versuchen. Vielleicht bin ich von Klein-Weltwil her auf die große Welt neugierig geworden." So geht er fort und läßt wahrscheinlich Verwünschungen hinter sich; sein Eintritt in das Leben der Kleinstadt hat ihr statt Segen Unsegen gebracht.

„Der Neid ist der Fluch und der Segen der Welt!" Das will Felix Weiser erfahren haben und einen Roman über dies Wort schreiben. Und daß Ernst Zahn diese Prägung als den Grundgedanken seiner Schöpfung ausspricht, ist unstreitig, nur daß die zweite Seite des Wortes kaum eine Gestaltung erfahren hat, jedenfalls nicht so, daß die Wahrheit des Satzes uns völlig zum Verständnis gebracht wird. Ja, der Neid als Fluch der Welt, das lehrt uns der Apotheker mit allen Handlungen seines Lebens, das mit den verschiedenen Familien, Ständen und Verhältnissen so eng verknüpft erscheint. Dadurch kommt eben in das Ganze so viel Unausgeglichenheit hinein, daß der Roman wenig befriedigt und ohne verklärenden Ausklang bleibt. Man meint zum Schluß, daß noch etwas kommen müsse. Wie ein

großes Fragezeichen mutet uns die Dichtung an, die viel mehr bedeuten soll, als der Leser herauszulesen imstande ist. Fast kommt man in Versuchung, in dem Roman eine persönliche Abrechnung zu erblicken, und doch weise ich den Gedanken weit zurück, weil er eine Beleidigung von Ernst Zahns Gesamtschaffen darstellt. Ein Künstler von so tiefem Lebensernst wird die Kunst nie dazu mißbrauchen wollen, seinem empörten Herzen über eine Unterstellung oder dergleichen Luft zu machen. Es mußte indes Stellung zu dieser Frage genommen werden, weil tatsächlich eine solche Beurteilung Ausdruck gefunden hat. Oder aber hat seine Kunst nicht ausgereicht in der Darstellung eines Problems, das seiner der Philosophie abgewandten Begabung nicht entsprach?

Vielleicht steht damit im Zusammenhang, daß Aufbau und Gliederung völlig auseinanderfallen. Der Apotheker von Klein-Weltwil ist nichts weniger als einheitlich. Man könnte von einer Novellensammlung mit der Gestaltung von Eusebius Fuchs' Lebensschicksal als äußerem Rahmen sprechen. Wie hier hat Ernst Zahn noch nie den breiten Strom in Flüsse und Bächlein sich zerteilen lassen. Die Geschichte und Geschicke der Familie Schuppiger und Räber haben mit dem Ganzen eine äußerst lose Verbindung. Noch mehr gilt das von Christian Blochinger, dessen Leben eine besondere Geschichte bildet. Auch von Gans und Meiß, von Schwarz und Weiser, von Rosalina und Luzia, in besonderem Grade von Gotthold Stillfried, der uns sein ganzes Schicksal enthüllt, und von Vontobel, dem Fuhrhalter, läßt sich das sagen. Dem entspricht dann auch die Begründung, die vielfach willkürlich verfährt.

Und die Zeichnung der Gestalten, so lebensvoll viele geschaut sind, befriedigt aus dem gleichen Grunde nicht. Es ist fast so, als wenn alles zusammengetragen worden sei, was in der Kleinstadt an häßlichen Erscheinungen gefunden wird. Und daß die Namen wie Fuchs, Gans, Weiser, Schwarz, Stillfried symbolische Bedeutung haben sollen, ist doch wohl nicht ganz in

Abrede zu stellen, selbst wenn ich nach wie vor der Ansicht bin, daß ein Mißbrauch der Kunst nicht obgewaltet hat.

Damit steht dann ferner im Zusammenhang, daß die Stimmung nur Dunkel atmet und nie befreit und erhebt; das Gefühl des Unbefriedigtseins drängt sich je länger desto mehr auf.

Dabei darf indes nicht übersehen werden, daß der Roman eine Fülle von Schönheiten in sich birgt und darin bislang insofern einzig dasteht, als er städtische Verhältnisse zum Gegenstand der Darstellung macht, was in den Novellen schon mehrfach vorher geschehen ist. Und man darf Ernst Zahn mit vollem Recht nachrühmen, daß er in der Schilderung solches Lebens völlig seiner Aufgabe gewachsen erscheint, daß die Darstellung von Christian Blochingers Geschichte und die Gestaltung der Bergwanderung von besonderem Reiz umkleidet sind. Das Leben im Hause des Dekans, des Fabrikanten Schuppiger, des Mechanikers Räber und des Fuhrhalters Vontobel ist außerordentlich lebensvoll getroffen. Und die Gestaltung des Streiks erfährt eine stark dramatische Zuspitzung. Die Seelenkämpfe des Dekans Gans sind künstlerisch außerordentlich fein geschaut, und der Dichter und Lehrer Felix Weiser trägt gewiß bemerkenswerte Züge von Ernst Zahn selbst, so daß die Worte als Selbstbekenntnis gedeutet werden dürften: „Wenn ich arbeite, dann höre ich nichts vom Lärm der Menge und denke nicht an sie. Die Angst um das Gelingen ist so heiß und groß, daß jede Fiber sich spannt, und leicht, wahrlich, ist mir noch kein Erfolg geworden!“ Und auch das Wort könnte den Vorwurf rein persönlicher Deutung des Romans unwirksam machen.

Der neueste Roman: „Die Liebe des Severin Imboden“,[1]) der aus diesem Jahre kommt, hält sich auf der Höhe, die Ernst Zahn in „Lukas Hochstraßers Haus“ und „Den Frauen von Tannö“ erklommen hat. Nicht daß der Vorwurf besonders

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 21.—25. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

anziehend wäre oder irgend allgemeinere Bedeutung hätte, aber die Art der Behandlung räumt ihm eine Stelle unter den besten Schöpfungen ein.

Severin Imboden ist der Sohn des reichen Händlers und Wirtes Klaus Imboden, den man wenig im Hause antrifft, und von dem Ernst Zahn deswegen das Wortspiel prägt: „Zu Hause — Im — Boden." Seine Frau Nerina, die früher Magd bei ihm gewesen ist, trägt ihm gegenüber stets eine gewisse Unterwürfigkeit zur Schau, die neben anderen Ursachen auch darauf beruht, daß er sie nie hat teilnehmen lassen an seinen Geschäftssorgen und sie um Rat in keinem Fall gefragt hat. Der Knabe wächst auf, behütet von sorgender Mutterliebe, und zeigt sich von klein auf sehr eigenwillig und herrschsüchtig und von einem inneren Feuer beseelt, das Frau Nerina von jeher mit banger Sorge erfüllt hat. Bezeichnend für seine Veranlagung ist es, daß er schon als fünfjähriger Bube die Rosi Kamenzind küßt und die beiden dann unzertrennlich sind. Als sie zur Schule gehen, behält sie großen Einfluß auf ihn, der überhaupt mehr mit Mädchen als mit Knaben Umgang pflegt. Weil er aber stark, ja geradezu massig gebaut ist, wagt man nicht, ihn aufzuziehen, und so kann er die Jugendfreundschaft weiter fortsetzen zum großen Kummer der Mutter, die einen schlechten Einfluß von solcher Spielgefährtin erwarten muß. Tatsächlich weckt das frühreife Mädchen früh die erotischen Gefühle in ihm, und es bedarf der ganzen Strenge des Vaters, um sie endgültig zu trennen.

Der Knabe entwächst der Dorfschule und kommt ins Kloster, in dem Basil Lüönd sein unzertrennlicher Kamerad wird. Ihre Ferien verbringen sie gemeinsam im Gasthof „Zum Brunnen" im Dorf Im Boden. Und bei einer Gelegenheit zeigt Severin die ganze Wildheit seiner ungebändigten Natur, so daß sein Freund vor ihm erschrickt. Bei einer Wanderung lernen sie Giovannina Guarda kennen, die Enkelin des Nico, der als tüchtiger Hirte den Schafen des Klaus Imboden vorsteht. Severin entbrennt

lichterloh, nicht minder Basil, und sie betrachten sich von nun an mit eifersüchtigen Augen. Sie entwachsen der Klosterschule und wollen Ingenieure werden. Die wärmeren Gefühle für das schöne Kind bleiben, das Severin Schwänele nennt. Der Großvater, dem seine Tochter verdorben worden ist, bewacht alle ihre Schritte und beklagt sich schließlich beim Vater, der mit seiner Strafe nicht zurückhält. Und als sie beide Offiziere geworden sind und der Sohn als Stütze des Vaters hat zurückkehren müssen, treibt Severin es so weit, daß der Großvater die Enkelin zu seiner Schwester, der Giuliana Brisi, nach Embris bringt. Und sie beide, der Großvater und seine Enkelin, verzehren sich in Heimweh, zumal Severin nichts von sich hören läßt, was ihn indes nicht als Schuld trifft, weil er ihren Aufenthalt nicht kennt. Da der Sohn das Mädchen zur Frau begehrt, gerät der Alte in eine solche Aufregung, daß ein Schlaganfall, der sich wiederholt, unvermittelt seinem Leben ein Ziel setzt, wodurch Severin in jungen Jahren Meister wird, der mit fester Hand die Geschäfte seines Vaters fortführt.

Und nun tritt ein drittes Mädchen in sein Leben, Dominika Raschein, die Tochter seines Geschäftsfreundes in Reußburg. Aus Dankbarkeit darüber, daß er ihren Vater aus einer schwierigen Geschäftslage befreit hat, kommt sie ihm besonders freundlich entgegen und läßt ihn wieder lichterloh brennen, so daß schon am ersten Tage seiner Rückkehr von Amerika der Verspruch stattfindet. Giovannina ist ja seinen Augen entrückt, und weil er immer rasch handelt, glaubt er sich ihr gegenüber im Recht. Sie kommt indes eines Tages mit ihrem Großvater zurück und begegnet dem Brautpaar. Sofort gerät Severin wieder ins Schwanken und will Dominika ihr Jawort zurückgeben; jedoch das Schwänele, dem der Großvater gestorben ist und das die Abneigung von Frau Nerina gegen sich kennt, will zur Base fliehen und verunglückt. Und wenn Severin zuerst rast und nichts hören und sehen will, am Ende vergißt er sie doch und heiratet seine Braut, deren inneren Wert ihr Wort beleuchtet:

„Ich meine, daß die Frau nichts Besseres sein kann als die Heimat des Mannes, wenn er aus der Fremde seiner Pflichten kommt.“ Sonnenschein verbreitet sie im ganzen Hause, und ihren Severin spinnt sie in warme Zärtlichkeit ein; indes stirbt sie bei der Geburt des ersten Kindes und läßt ihn einsam zurück, der nicht ohne Frauenliebe sein kann und sich in sinnlicher Liebe berauscht. Ob ihn selbst Dominika dauernd hätte fesseln können, ist die Frage; denn schon bei ihren Lebzeiten hat er bewundernd zu einer stolzen Frau aufgeschaut, die Gefallen an seinem Wesen zu nehmen schien und seinetwegen länger im Gasthof verweilte.

Severins Tätigkeit ist ins Große gewachsen und Basil ganz zu ihm übergesiedelt. Nicht nur, daß er ein Sägewerk und einen Steinbruch betreibt, gemeinsam mit Raschein befaßt er sich mit der Einfuhr von Vieh und Fleisch im großen und wird über die Maßen reich. So sehr man ihn auf der einen Seite achtet, so sehr verlästert man ihn auf der anderen; denn sein wüstes Genußleben nimmt überhand und trennt ihn mehr und mehr von seiner strengen Mutter, deren Gesicht von Tag zu Tag bleicher und steinerner wird. Die Annaseppe Gisler bringt er ins Unglück, und die selbstsichere Elisabeth Christeler macht er gefügig. Und dabei weiß er selbst gebildete Mädchen für sich einzunehmen und hinterläßt bei Anna Hirzel den besten Eindruck infolge eines Gesprächs über die Frauen.

Und noch eine greift in sein Leben wie Abendsonnenschein, Johanna Raschein, eine Verwandte seiner verstorbenen Frau. Er ist von einem beleidigten Gatten im Hause seines Geschäftsfreundes auf den Tod verwundet worden und liegt hoffnungslos danieder. Da ist sie es, die ihn gemeinsam mit seiner Mutter pflegt und in ihm den Gedanken erweckt, sie könne ihn vielleicht entsühnen und erlösen. Und so sehr die strenge Nerina den Gedanken weit von sich abweist, er trägt ihn mit sich herum; darüber verstreichen die Tage. Wer weiß, was noch hätte geschehen können, wenn er nicht durch einen Unglücksfall jäh dahingerafft worden wäre. Trine Simmen, die einem Gefallenen nachtrauert

und darüber tiefsinnig geworden ist, will aus dem Brand des Vaterhauses das Bild des Geliebten retten und versucht, sich loszureißen und in den Flammenherd einzudringen. Severin, der bei der furchtbaren Feuersbrunst sich verdoppelt und überall das Beste getan hat, hört ihren Schrei und ihr Verlangen und macht den Versuch. Das Bild läßt er glücklich aus dem brennenden Hause herniedergleiten; ob er selbst, in Sinnen versunken, Sekunden verpaßt hat, er stürzt im letzten Augenblick als eine einzige brennende Masse heraus und bricht zusammen. Was man nachher von ihm aufgebahrt hat, ist so schrecklich anzuschauen, daß man ein Tuch über die Leiche hat breiten müssen.

Und nun erlebt Frau Nerina, in deren Herzen die Liebe zum Sohne gleichsam neu erwacht, etwas ihr ganz Unverständliches. Viele Kränze und Blumen kommen, meistens von Frauenhand, Blumen von Anna Hirzel, Elisabeth Christeler, ja selbst von Annaseppe Gisler, und damit auch seine Jugendbekannte nicht fehlt, erscheint Rosi Kamenzind, ein verhutzeltes Weib schon, um auch ihm noch nach Ortssitte ein paar Vaterunser auf die letzte Reise mitzugeben. Selbst Johanna Raschein wird von Weh und Ergriffenheit geschüttelt, zum großen Erstaunen der sinnenden Mutter. „Und sie wunderte sich über die Gewalt, die Severin Imboden gegeben gewesen."

Und wenn man von einer Idee des Romans sprechen will, so ist sie vielleicht zum Schluß mit den Worten gekündet: „Rätselvoll schien ihr sein Leben, rätselvoll am Ende wie am Anfang, rätselvoll das Leben selbst, das sie noch lebte, ohne es zu werten." Ja, ein Rätsel ist allerdings Severin Imboden, er ganz besonders, dessen Licht- und Schattenseiten sich so grell ans Licht drängten. Gierig zuweilen wie ein Raubtier, tätig bis zum Umfallen, scharfsichtig, wie nur einer sein kann, rührend in seiner verschwiegenen Liebe zur Mutter und dann wieder ein großes Kind mit wahrhaft liebenswerten Zügen, und seine Barmherzigkeit ist nicht Schwäche oder Ehrsucht oder Berechnung, sondern Barmherzigkeit im letzten Sinn und unendliche Seelengüte,

namentlich Kindern und Schwachen gegenüber. Und wenn er sich auch über das Urteil der Welt hinwegsetzt, daß seine Mutter ihn verachtet, kränkt ihn tief, und nie hat er ihr hartes Urteil vergessen können: „Der ist der Ärmste in der Welt, dem die Kraft der Treue zerbröckelt ist!" ein Wort, das auch Lukas Hochstraßer seinem Martin einst mit auf den Weg zu geben nicht hat unterlassen wollen. Dabei ist er nicht blind gegen seine Schwächen, sondern hält scharfe, harte Abrechnung mit sich und hätte sich durch reine Frauenliebe so gern entsühnen lassen. „Er gab sich einen Ruck, packte sich gleichsam und schüttelte sich. Wer bist du, Severin Imboden? Weißt du nicht, daß das Beste am Menschen die Liebe ist und der Liebe Beständigkeit? Soll sie nicht sein wie ein wunderbar leuchtender, reiner Kristall? Du hast ihn, aber es schlägt dir darüber wie Rauch, daß er trübe und undurchsichtig wird." Mannhaft hat er mit sich gerungen und ist doch immer wieder gefallen, sich wohl selbst ein Rätsel, wie wir Menschen das alle sind, die wir nebeneinander hergehen und uns doch nicht kennen oder so gar wenig, so daß wir wohl erstaunen können, wenn wir von eines anderen Handlung hören, die wir uns so ganz anders vorgestellt hatten. Der Grundfehler seines Wesens ist die Unbeständigkeit, die sich mit einem Feuerbrand paart, wenn er etwas in die Hand nimmt. Die scharfsichtige Mutter ist der Sorge um ihn erst mit seinem Tode ledig geworden. Nun sieht sie seine guten Seiten um so heller.

Aufbau und Gliederung sind meisterhaft gefügt, so daß überall das Licht voll hineinfällt und nirgends Schatten und Dunkel uns entgegenstarrt. Dem entspricht die Begründung, die trotz der Rätsel, die uns der Held zu raten gibt, uns nichts schuldig bleibt. Daß die sinnliche Veranlagung besonders stark hervortreten werde, kündet schon der fünfjährige Bube in seinem Verhalten der Rosi Kamenzind gegenüber, zeigt das Gespräch, das der Klosterschüler mit Basil Lüönd führt, wie nicht minder die Art, wie er Giovannina Guarda nachstellt und nach ihr ausspäht, wie er Dominika Raschein in seinen Bann zieht, neben

ihr für eine fremde Frau Augen hat und dann von Stufe zu Stufe sinkt. Nur könnte man Ernst Zahn den Vorwurf machen, daß er zum Schluß rein romanmäßig wirken wolle, indem er Severin Imboden bei dem Brande der Schreinerhütte sterben läßt, was man als Sühne für seine mannigfachen Irrungen und Verfehlungen vielleicht auffassen dürfte. Dem ist indes nicht so, im Gegenteil, der Dichter hat außerordentlich zart und köstlich den angeschlagenen Ton ausklingen lassen. Auch seinen Tod umkleidet das Rätselhafte seines Wesens. Was treibt ihn in das Haus hinein um eines so wertlosen Dinges willen? Wie so oft in seinem Leben gesellt sich seiner Gier nach Genuß eine Güte, die in Erstaunen versetzen könnte, wenn wir sie an ihm zu beobachten nicht Gelegenheit gehabt hätten. Die Hand, die ein Lebensglück leichten Herzens vernichtet, weiß eines Kindes Tränen zu stillen und Kummer zu verscheuchen. Und in einer Anwandlung solch weicher Stimmung, in der jede Stimme der Vernunft schweigt und nur das Herz spricht, dringt er in den Flammenherd hinein, um einem unglücklichen Mädchen Freude zu machen. Unbezwingbare Wildheit mit warmer Milde gepaart, unberechenbar in beiden Fällen, so war seine Gestalt zu schauen und darzustellen, und je feiner diese Fäden geknüpft und verschlungen waren, desto größer mußte die Kunst der Gestaltung uns erscheinen. Die Liebe des Severin Imboden ist ein Werk feinster psychologischer Deutung.

In stärkstem Gegensatz zu Severin stehen Mutter und Schwester, die beide etwas Sprödes und Abwehrendes in ihrem Wesen kundtun, so daß Basil sich schließlich von der Jugendfreundin abwendet und eine andere als Frau in sein Heim führt. Beide gehören zu den Verschlossenen, deren Reihe durch sie nicht unwesentlich vermehrt wird. Sonderlich der Charakter der Mutter ist sehr klar und scharf geschaut und ein Seitenstück zu Frau Jakobea Rot, nur daß sie grundverschiedene Lebensaufgaben zu lösen haben. Liebliche Gestalten sind Giovannina und Dominika, liebreizend und doch nur zu wahr, beide wohl zu gut

für diese Welt, weswegen sie bald von ihr Abschied nehmen. Dabei hat Ernst Zahn bedeutend mehr Licht auf jene fallen lassen, die in der Schilderung des Großvaters fast überirdisch schön gezeichnet erscheint, indes durchaus wahr macht, was wir von ihr erwarten. Das einfache Naturkind, das scheinbar hinter Dominika zurücksteht, trägt den Adel trotzdem an der Stirn und äußert ein Gefühl, das nur edelster Herzensbildung eigen ist. Die anderen Frauengestalten treten nur wenig hervor und verlieren sich doch nicht ganz, so daß selbst eine Rosi Kamenzind, die Severins Lebenskreis entschwunden zu sein schien, doch noch an seiner Bahre den Weg zu ihm zurückfindet.

Die Stimmung kann nicht anders wie gedämpft sein, was jedoch nicht ausschließt, daß frische Töne hineinklingen, wo es sich um Jugend und Glück handelt.

In die zum Teil wundervoll gestalteten Szenen schaut die Natur mit großen, fröhlichen oder ernsten Augen hinein, und auf den Wanderungen, die wir mit Severin, Giovannina oder anderen antreten, grüßt uns die Bergwelt in ihrer gewaltigen Schöne, und wie der Dichter die Schafherde in der Nacht, am Tage und auf der Weide schildert, das ist tiefpoetisch.

Schön ist endlich die Sprache, reich an neuen Bildern, reich an zum Teil wertvollen Neuprägungen, reich in der Anwendung poetischer Ausdrucksformen.

## III. Novellen

> „So ist das Leben und jede Träne darin, nämlich dem Tautropfen gleich, den du durch den bloßen Wechsel deiner Stellung bald in einen Demant, bald in einen Smaragd, bald in Gold, bald in Licht, bald in eine große Regenzähre verwandeln kannst.“ Jean Paul

Die Reihe der Novellensammlungen eröffnete Ernst Zahn 1896 mit „Bergvolk“.[1]) Der Inhalt der einzelnen Erzählungen ist sehr anziehend, die Form indes verfehlt. Die Fülle des Lebens geht ihnen ab, die Übergänge sind unvermittelt und die psychologische Begründung liegt sehr im argen, so daß mancher Zug unwahrscheinlich erscheint, namentlich in „Dem Büßer“. Trotzdem sind sie nicht wertlos und zeigen in der Charakterzeichnung schon manche Ansätze feiner Beobachtung und echter Lebensführung.

Wie ganz anders stehen dagegen „Neue Bergnovellen“[2]) da, die 1899 erschienen sind! Sie geben schon Zeugnis von Ernst Zahns Eigenart und zeigen damit, daß er eigene Wege zu gehen willens ist. Kennzeichnen wir damit den Fortschritt in der Novellensammlung bezüglich ihres Inhalts, so haben wir alle Veranlassung, festzustellen, daß in Bau und Gliederung sich gleichfalls eine Weiterentwickelung deutlich anbahnt. Wir freuen uns einer gewissen Fülle und Rundung der Glieder und spüren die Spuren wirklichen Lebens, wenn auch viel Gefühlsseligkeit vorliegt, manches unausgeglichen bleibt und die Begründung nicht immer genügt. Die Charaktere sind schärfer herausgearbeitet

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 5. Auflage. ℳ 3.50, gebunden ℳ 4.50.

[2]) Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld. Gebunden ℳ 4.50.

und zum Teil mit lebensvollen Zügen gestaltet. Daß die Geschichten nicht alle von gleichem Wert sind und auch nur in einigen Strichen angedeutete Bilder Aufnahme gefunden haben, zeigt noch die Schwäche der Sammlung.

Seine neuen Erzählungen aus dem Jahre 1900 nennt der Dichter schlicht und einfach „Menschen"[1]) und sagt uns damit, daß nicht mehr die Darstellung der Natur, sondern die des Menschenschicksals ihm die Hauptsache ist, dem er nachgeht auf den verschiedensten Wegen. Ein Fortschritt namentlich in psychologischer Vertiefung ist unverkennbar. Auch sind die Geschichten untereinander gleichmäßiger abgestimmt.

Mit „Menschen" beginnt die Sammlung und erhebt sich auf eine beachtenswerte Höhe. Marti und Hansi sind Waisen und sollen ausgetan werden, das Mädchen zu Peter Meyer in Steg, der Junge zu Truttmann-Dölfi in Wicky. Hansi trifft es gut und lernt unter der Leitung von Meyers Schwester Regine alles von Grund auf, und weil es ihr so gut gefällt, zieht sie auch ihren Bruder ins Haus, das doch auch so viel Unglück in der Gestalt der blödsinnigen Bäuerin birgt. Regine und Marti finden Gefallen aneinander und werden ein Paar, und auch Peter Meyer schaut mit sehnsüchtigen, hungrigen Augen nach Hansi, einem prächtigen Mädchen. Er ist indes Ehrenmann durch und durch, ganz im Gegensatz zum Präses in „Albin Indergand", kämpft mannhaft alle Regungen in sich nieder und hat den besten Schutz in seinem Jungen Andres, den er nie von sich läßt. Seine Frau hat er aus den Flammen gerettet, und sie lebt ihr Leben weiter, bis sie stirbt. Andres ist inzwischen gestorben, und die beiden sind sich allein überlassen, als das junge Paar auf einige Tage fern von Hause weilt. Da kommt die Leidenschaft über sie, und sie vergessen sich, die sich lange gut gewesen sind. Die Tage gehen dahin, und schließlich kann Hansi ihren Fehltritt nicht mehr

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart. 10. Auflage. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

bergen, entflieht nach dem Rütihaus, wo ihre Stunde sie überrascht. Dort findet sie der Knecht Ambros und kehrt mit schrekkensbleichem Gesicht zurück. Und als nun Marti seine Frau drängt mitzukommen und sie in ihrer weltfremden Frömmelei sich ihm versagt, scheidet er für immer von ihr, trifft seine Schwester, von Wahnsinn umnachtet, sieht sie sterben und geht in die weite Welt. Auch Regine und Peter trennen sich nach dem Tode seiner Frau, deren Sterben der unglückliche Mann nicht hat abwarten können. Und doch nötigt der Mann uns Achtung ab, wenn er zu der scheinheiligen Schwester sagt: „Menschen sind wir und keine Heilige. Menschen zum Sündigen, aber auch zum Wiedergutmachen! Und weil ich vor dem Herrgott seinen Augen gutmachen will, darum bleibe ich stehen, wo ich stehe!“ Und als seine Schwester, die ihn nicht verstanden hat, ihm mit Hohn begegnet, antwortet er ihr: „Ich weiß nicht, aber es ist mir, als dürfte ich vor dem droben stehen — so gut — wie du!“ Das eben ist seine Erkenntnis, daß er zu sühnen hat und daß er sühnen will, was Menschenkraft nur irgend zu leisten vermag.

„Grundwasser“ behandelt das gleiche Motiv wie „Albin Indergand“. Hatte hier der kaltherzige, selbstsichere Präses behauptet, was aus dem Sumpf stamme, dränge sich wieder hinein, und das gerade Gegenteil erleben müssen, so hören wir dort allerdings, daß Florian Bennet, der die Leni Zwyer haben soll, wenn er die Probe besteht, nicht imstande ist, sich zu lösen von den schweren Ketten, die ihm aus vergangenen Tagen anhangen. Und das ist Florians Erkenntnis: „Wie der See das Holzzeug, zieht dich ’s Schlechte ein, wenn du einmal damit zu tun gehabt hast!“, wie auch der Zwyer der Ansicht ist: „Sein Blut verleugnet keiner lang.“ Flori muß verloren gehen trotz der Leni, weil ihn nicht wie Albin Indergand eine Hand gehalten hat, die fest genug war, ihn zu leiten, und weil ihm im Gegensatz zu diesem ein Herz fehlte, das von Liebe und Barmherzigkeit überfloß und reinste Menschenliebe verkörperte. Der Jochsee, der von jeher so viel Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte, verschlingt ihn.

Der Wert der Sammlung liegt in der einheitlichen Durchführung des Grundgedankens. Menschen sind sie alle, Peter Meyer, der grundehrliche Mann, den doch eine schwache Stunde zu Fall bringt, so daß er ein langes Leben hindurch zu sühnen hat, Florian Bennet, der es nicht losläßt trotz allem und der, um nicht wortbrüchig zu werden, vom Grundwasser sich hinabziehen läßt, Kuni Zwyssig, deren Blick im Augenblick der Versuchung am leuchtenden Berg haftet, und die sich zurückfindet durch die Gewalt der heimatlichen Natur, Walker-Jost, dem die Lust am Schießen über alles geht, so daß er leichtsinnig ein Menschenleben vernichtet und zeitlebens ein gebrochener Mann bleibt, der Lochgadentöni, den ein scheinbares Glück um Leben und Liebe bringt, Tobias Furrer, der um seines Rudi willen ein rechtschaffenes Mädchen ausschlägt und sein unsicheres Wanderleben wieder aufnimmt, und all die Gestalten in „Herr' Herr'!", die das Leben für das höchste Gut halten und den Mut nicht finden, dem Tod offen ins Auge zu schauen. So viele Menschen, so viele Schwächen; aber daß Ernst Zahn für sie alle ein warmes Verständnis kündet und uns vor die Seele führt, daß wir nicht besser sind und dankbar dafür zu sein haben, wenn die Versuchungen uns nicht zum Fall haben werden können, wenn wir ohne grobe Verfehlungen durchs Leben haben schreiten dürfen. Eine feine Demut lehrt uns der Dichter, und wenn wir künftig weniger lieblos über Unglückliche urteilen, so ist das der beste Dank gegen ihn und ein ehrendes Zeugnis für die Kunst, die den Weg zum Menschenherzen hat finden, zu seiner Veredelung und Erhebung hat beitragen können. Daß in dieser Sammlung der religiöse Einschlag nicht fehlen durfte, ist selbstverständlich, um so erfreulicher ist die Art, wie es in „Menschen" geschehen ist.

Für die künstlerische Beurteilung der Form kommen eigentlich nur die beiden ersten Erzählungen in Betracht; so schön die anderen auch zum Teil sind, schließen sie sich schon wegen ihrer mehr skizzenhaften Gestaltung aus. Dabei ist „Grundwasser" die geschlossenere Darstellung und die Bedeutung des Jochsees für

Florians Lebensgang zwingend durchgeführt. Man wird das beängstigende Gefühl vom ersten Augenblick an nicht los, daß eine innere Beziehung zwischen dem Burschen und dem Wasser bestehe, und folgt mit dieser Last beschwert der weiteren Entwickelung, die dann am Ende bestätigt, daß es so und nicht anders gekommen ist. Indes auch bei „Menschen" ist die Begründung stets folgerichtig, von der Andeutung an, daß Marti beim Verlassen der Lochstaffelhütte für Hansi fürchtet, wie später, wo Regine zur Warnerin wird und Andres als Schutzengel in die Erscheinung tritt. Dort jedoch ist alles knapper, kürzer, wuchtiger gestaltet und das Trauerspiel mit einem Weh ohnegleichen zum Ausklang geführt, hier dagegen eine Fortsetzung denkbar, eine Entwickelung, die noch immer zu einem stillen Frieden nach einem arbeitsreichen Leben die Möglichkeit an die Hand gibt.

Von größter Schönheit zeugt die außerordentliche Verschiedenheit und Vielheit der Gestalten. Sie sind alle vertreten, denen die Widmung gilt, die Träger der Lasten vom frühen Morgen an bis an den späten Abend hin. Alle tragen ohne Ausnahme ihre Kreuze, und man spürt es, wie Ernst Zahn diesen oder jenen besonders liebgewonnen hat, den Peter Meyer wie seinen Sohn Andres, den bleichen Kreuzträger, der noch in seiner Todesstunde gellende Schreie ausstößt, den Florian Bennet, der sich redlich losringen will, den braven Franz Zwyssig, der all sein Erspartes an die Heilung des Mädchens setzt, und Doktor Anwerd, wenn er auch nur über die Bühne hinüberhuscht, den Regli-Lienhard, der mit seinen letzten Kräften sich einsetzt zum Besten des Dorfes, den Lochgadentöni, der mit fester Hand sein Gewehr ansetzt, um durch seinen Tod der Familie zu helfen, den Tobias Furrer, auf dessen Treue und herrliche Vaterliebe mehr als ein Strahl seines Wohlgefallens fällt, neben Leni Zwyer, die mit ganzer Seele am Lebensglück des Burschen baut, und endlich die Z'graggen-Viktori, die dem von der Welt übel mitgespielten Lehrer wohl eine traute Häuslichkeit hätte schaffen

können. Am wenigsten hat sich Ernst Zahn mit Regine befreunden können und mit vollem Recht; sie steht in ihrer religiösen Engherzigkeit und sittlichen Vollkommenheit als eine so wenig liebenswerte Gestalt vor uns, daß wir uns freuen, unter des Dichters Gestalten einer zweiten ihrer Art nicht mehr begegnen zu brauchen. Wie ganz anders ist doch die Clari-Marie, der Religiosität und äußere Frömmigkeit eins zu sein schien! Kuni Zwyssig und Gamma-Viktori halten wir manches ihrer Jugend zugute, indes ist diese doch ziemlich herzlos. Wie hätte sie die Mißhandlung des guten Regli-Lienhard ansehen dürfen, ohne nicht sofort dem rohen Walker-Jost den Rücken für immer zu kehren, und daß sie gerade durch ihn fällt, ist so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit.

Daß die Fröhlichkeit in die Novellensammlung nicht eigentlich hineinsieht, ist kaum ein Mangel; wer so schwere Lebensschicksale darzustellen hat, kann nur ein schmerzhaftes Lächeln lachen. Und was wir an Fröhlichkeit sehen, ist es im eigentlichen Sinne nicht einmal, vielmehr tolle Ausgelassenheit und roher Scherz, die mit gehaltener Freude nichts gemein haben.

In vorbildlicher Weise hat Ernst Zahn die Natur ein Wörtlein mitreden lassen, in „Grundwasser“ schlechthin meisterhaft, in „Kunis Heilung“ und dem „Lehrer von Oberwald“ nicht ohne Weiterführung der Handlung. Auch hier wie später hat er sich bescheiden gelernt und seiner Liebe zu Berg und Wald nur immer kurz und knapp, aber stets in Schönheit und Wärme Ausdruck gegeben.

Daß „Menschen“ noch immer Entwickelungsmöglichkeiten boten, zeigen spätere Sammlungen. Die Ausgeglichenheit, auf das Ganze bezogen, fehlt noch und fehlt noch häufig. Wenn Geschichten wie „Kunis Heilung“, in der das Milieu der feineren Gesellschaftskreise nicht sehr glücklich getroffen ist, die „Schießnarren“ und „Herr' Herr'!“ fortgeblieben wären, würde es keineswegs zum Schaden der Sammlung geschehen sein.

Wesentlich höher steht „Schattenhalb"[1]), das vor „Menschen" schon in seiner bestimmteren Fassung dem ziemlich allgemein gehaltenen Begriff gegenüber einen Vorzug hat. Die Sammlung, 1903 erschienen, ist ganz einheitlich abgestimmt, und meines Erachtens ist es ziemlich unverständlich, wie verhältnismäßig wenig sie Anklang gefunden hat, gemessen am äußeren Erfolg. Das schließt natürlich nicht aus, daß besinnliche Zahnleser nicht doch eine besonders gute Meinung von den drei Erzählungen haben, die dieser Band vereinigt.

Violanta Zureich aus der Intschihütte in Steg, die bis dahin wie im Schlaf gewandelt hat, wird durch den Leutnant Marianus Renner entehrt, wacht auf und schließt mit dem bisherigen Leben gänzlich ab. Sie geht fort und findet eine gute Stelle in Anderhalden bei der Kreuzwirtin Hofer und eine noch bessere bei ihrer Mutter, der Nagerin, in Schattenhalb. Hier, bei einer wahrhaft frommen Frau, reift alles Gute, das in ihr nur geschlummert hat. Violanta gewinnt die ganze Zuneigung der Alten und findet volle Befriedigung in ihrer Tätigkeit. Was gewesen ist, scheint schattenlos hinter ihr versunken zu sein. Ihre Tüchtigkeit wird bekannt, und so kommt es, daß Adalrich, Marianus' Bruder, ein Auge auf sie wirft und sie zur Frau begehrt. So verlockend auch die Zukunft leuchten mag, sie unterläßt nicht, ihn auf ihre Herkunft hinzuweisen, um volle Klarheit zu schaffen. Nur das Letzte vermag sie nicht zu sagen, und daran scheitert schließlich ihr Lebensschiff. Die Hochzeit wird gefeiert und dem Glück ein stilles Heim bereitet. Denn sie schafft nun erst mit rechter Lust und wird auch die Freude der alten Rennerin, einer Kreuzträgerin mit vielen Lasten, unter der die um den verlorenen Sohn die schwerste ist. Violanta wird auf Schritt und Tritt an ihren Verführer erinnert. Ihrem Mann ein Geständnis zu machen und ihn um seine ruhige Sicherheit zu bringen, das vermag sie auch jetzt nicht, wo ihr Kindersegen erblüht und das

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 8. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Mutterglück sie verklärt und verschönt. Daß Marianus nicht verschollen ist, weiß sie von den Geldsendungen, die ihr Mann hinausschickt, und die Verwendung finden. Aber er ist weit und Amerika groß, und es ist kaum anzunehmen, daß der Verlorene jemals das Vaterhaus wieder betreten werde. Und doch, eines Tages hört auch sie, daß er wieder im Land sei, und nun bangt sie der Begegnung entgegen. Und die Stunde kommt und findet sie groß, so daß der Schurke sich klein genug vorgekommen sein mag. Da jedoch alles Gute längst in ihm erstorben ist, hat der Eindruck nicht lange vorgehalten. Wohl hält er sich noch zurück, vielleicht, um sie sicher zu machen, vielleicht, um jeden Argwohn im Keim zu ersticken. Dann aber wagt er es doch und findet in ihr eine Gegnerin, die in ihrer sittlichen Kraft so turmhoch über ihm steht. Als er sie immer wieder drängt, sucht sie nach einem Ausweg und findet ihn. Weit draußen, dort, wo ihr Adalrich seinen Antrag gemacht hat, will sie ihm Gelegenheit zur Aussprache geben. Und nun schleudert sie ihn in den Abgrund und tilgt seine Spur aus der Reihe der Lebenden, wie er es nur zu sehr verdient hat. Und dann kehrt sie heim und weiß es so einzurichten, daß sie niemand die Hand zu geben, die Kinder nicht zu Bett zu bringen braucht, schützt Unwohlsein vor und nimmt das Gift, das lange bereit gestanden hat. Wohl möchte sie Abschied von den Kindern nehmen. Die Versuchung wird riesengroß; ihre Hand darf und soll indes die unschuldigen Kinder nicht berühren, und so legt sie sich aufs Bett und stirbt unter furchtbaren Schmerzen, und noch in der Sterbestunde hat sie ihrem Adalrich das Geständnis machen wollen; der Tod nimmt ihr das Wort vom Mund und läßt ihn mit seinem Schmerz allein. Keiner ahnt den Zusammenhang, keiner denkt darüber nach, wo Marianus geblieben ist. Alles lobt sie, und ihr Andenken bleibt in Ehren, besonders bei ihrem Mann. „Und er weiß nicht einmal, wie groß sie gewesen ist!"

Sühnt Violanta eigene Schuld, so „Lentin" aus der Thurwinkelhütte die seines Vaters, der einst eine große Summe Geldes

zurückbehalten hatte, die des Nachbars Frau verloren gegangen war. Hagens Frau ist darüber gestorben und Josef Theiler, der überall als Ehrenmann gilt, nicht wohlhabend dabei geworden, vielmehr so arm geblieben wie vorher. Als Sepp sterben will, gesteht er seinem Sohn die Schuld und verlangt von ihm, am Nachbarn wieder gutzumachen, was er gesündigt habe. Und das tut der Lentin in vielen schweren Jahren. Solange der Bauer lebt, der infolge seines häuslichen Unglücks zum Trinker geworden ist, läßt es sich noch ertragen; nach seinem Tode geht alles drüber und drunter, und die Söhne schlagen ihn zum Krüppel. Nun hält er sich für gelöst von der Sühne, und Elsi Hagen wird seine Frau und vergilt ihm reichlich, was ihre Brüder und ihre Stiefmutter an ihm gesündigt haben.

„Das Muttergöttesli", Stina Lußmann in Ebmeten, das mit dem Vater, Großvater und Schnauzer zusammenhaust, ist eine Kreuzträgerin von klein auf bis zu dem Tage hin, an dem sie sprechen kann: „In der Bergtotenstille ist ein großer, großer Friede!" Der Vater, ein Trunkenbold, schlägt sie alle, und es können einem die Tränen in die Augen kommen, wenn man liest, daß Enkelin und Großvater zusammen beten um Erlösung des Alten. Der Vater wird immer bösartiger, erwürgt den Hund und trennt sich dadurch innerlich von seiner Tochter. Endlich ist der Alte gestorben, und nun ist sie es allein, an der er seine Wut auslassen kann. Muheim-Walter, des Präses' Sohn, will sie heiraten, hat indes nicht Kraft genug, sich durchzusetzen, und heiratet die reiche Rosine Epp. Stina bekommt mehrere Anträge, die sie abweist, zuletzt den vom Simmen-Hannes, worauf der Vater sie verstößt und sie in Ober-Ebmeten eine Zuflucht bei der Firmpate suchen muß. Walter stellt ihr nach, und sie vergißt sich und erwidert seine Liebe, bis eines Tages sein Kind sie sehend macht. Da flieht sie in die Einsamkeit und kommt zum Schirmhaus, wo sie bleiben und dem Simmen-Hannes eine treue Frau werden wird.

Sie haben alle im Schatten gewohnt, Violanta, Lentin und Stina, und wenn auch einmal die Sonne gekommen ist, die drohende Wolke verhüllte das Licht gleich wieder. Kreuzträger sind sie alle, nicht minder die alte Frau Renner, Sepp Theiler, Chrisostomus Lußmann, der Großvater. Violanta ist im Schatten geblieben und hat die reine Glückssonne nicht über sich leuchten sehen können. Die Last war zu schwer und der Schatten an sie gebunden. Lentin wird der Last ledig und trotz seiner Mißgestalt ein glücksfroher Mensch, und auch für Stina, das fromme, herzensgute Kind, das sein Joch in der Jugend getragen hat, dürfen wir die Hoffnung hegen, daß künftig sein Leben sonnenhell und leuchtend sein wird. Sie beide, Lentin und Stina, sind reine Kinder und ohne Fehl, und doch war ihr Leben dunkel und Nacht, während Violanta nicht ohne Schuld geblieben ist und für einen Fehltritt, der nicht einmal bewußt geschah, sich ihr Leben, Glücksstunden abgerechnet, verbittern und vergällen lassen muß. Ja, viel Schatten lagert über der Sammlung, Elend, Not und Tod, und doch, mit einer Ausnahme, löst die Sammlung volle Befriedigung aus; so sehr wir auch von den Lasten innerlich erschüttert werden, es kommt doch der Tag nach dem Dunkel. Sie, die unendlich viel gelitten haben, finden eine Ruhestatt voll Sonne und Freude und Frieden und sind um so dankbarer, weil sie ganz anders zu schätzen wissen, was das bedeuten will. Sie sind reif geworden in der Trübsal und aufrechte Menschen, die anderen Stütze und Stab, Tröster und Helfer zu sein als größtes Glück betrachten. Daß „Schattenhalb" in der Nagerin eine solch tiefe Frömmigkeit birgt, den Kinderglauben der Stina so köstlich beleuchtet, die Karline Hagen in ihrer ganz erbärmlichen Frömmelei zeigt, macht die Schöpfung besonders wertvoll.

In „Schattenhalb" hat Ernst Zahn seine bis dahin reifste Schöpfung geschaffen. Der Gedankenkreis ist völlig einheitlich und die Form der einzelnen Novellen durchweg gelungen. Daß „Der Schatten" unter den drei Erzählungen am höchsten steht,

ist wohl nicht gut zu leugnen, und ich kann durchaus verstehen, wenn der Dichter diese Novelle seinen Meisterschöpfungen zuzählt. Das ist wieder der ganze Aufbau und seine Gliederung in der seltenen Klarheit und Durchsichtigkeit aller Verhältnisse und die feine psychologische Begründung, die durch die Natur auffällig unterstrichen wird. In der Gestalt der Violanta und der Nagerin sind Frauen geschaffen, denen wunderbare Lebenswahrheit und Lebensfülle eignet. Und auch die anderen Personen treten so weit hervor, daß sie das ganze Bild wie wirklich gelebtes Leben erscheinen lassen. Und dann wie hier auch dort die weihevollen Ausschnitte, die Nagerin mit ihrem tiefreligiösen Wesen, Violanta in ihrem Mutterglück und in ihrem Tod, Lentin am Bett seines sterbenden Vaters, in seinem Glück mit Elsi, Stina mit ihren spärlichen Freuden und ihrer Liebe zum Großvater und Schnauzer, mit ihrem Gebetsleben und ihrem Gottesdienst als Kind in der Kirche. „Schattenhalb" ist ein tiefes und ernstes Buch und eine köstliche Gabe des Dichters, das man so leicht nicht auslieſt, eben weil ein solches Werk stets neue Schönheiten erschließen kann.

Allerdings sind Ausstellungen nicht ganz zu vermeiden, die sich namentlich gegen Violantas Ausgang richten. Der Dichter ist doch wohl zu herb und streng gewesen, daß er sie ein solches Ende nehmen läßt. Sie hat gesühnt dadurch, daß alles von ihr abgefallen ist, was häßlich und schlecht war; sie ist der Nagerin unentbehrlich gewesen, wie sie ihrem Mann, ihren Kindern, der alten Mutter und dem Gesinde eine traute Stätte des Friedens, der Ordnung und des Wohlstandes hat schaffen können. Freundlich und still und ohne Aufheben hat sie ihrer Aufgabe gerecht zu werden versucht und bis zum letzten Augenblick nur dafür gestrebt, ihrer Familie den guten Ruf zu erhalten und sicherzustellen. Indem sie nur für andere lebt und nie an sich denkt, hat sie getilgt, was mancher ihr hätte vorwerfen können. Ja, sie ist mit ihrer Einfalt einem so abgefeimten Schurken wie dem Marianus gegenüber halb entschuldigt,

der ganz andere zu Fall gebracht hat. Es gab doch wohl auch noch eine andere Lösung wie die von Ernst Zahn gestaltete. Violanta brauchte nicht tragisch zu enden. Selbst ein Geständnis hätte sie ihrem Mann nicht entfremdet, der sie für begangenes Unrecht in einer solchen Umgebung nicht einmal hätte schelten können. Gerade weil sie unsere ganze Achtung gewonnen hat, muß es unbefriedigt lassen, daß sie einen selbstgewählten Tod stirbt. Wohl ist ihr ganzes Leben ein einziges Opfer, und eben weil sie Mann und Kinder von ganzem Herzen liebt, könnte der tragische Ausgang in ihrer ganzen Wesensanlage begründet liegen. Aber durch den Umgang mit der Nagerin ist sie religiös nicht unbeeinflußt geblieben, und mit einer großen Lüge aus der Welt zu gehen, widerspricht in etwas ihrer Ehrlichkeit und Schlichtheit. Notwendig ist ihr Tod keineswegs gewesen.

Ja, es ist so, wie Jean Paul in jenem Wort gesagt hat, und weil Ernst Zahn Violanta gegenüber diese Stellung hat einnehmen müssen, hat er nicht wie bei Lentin das echte Gold oder bei Stina den Diamanten gezeigt, sondern uns das Leben wie durch einen Tränenflor schauen lassen. Die Menschen sind wie Wachs in des Dichters Händen, der uns erheben, aber auch tief beugen kann.

Im Jahr 1905 erschienen „Helden des Alltags“[1]), eine Sammlung von besonderem Werte, so daß eine Auswahl für die Jugend zusammengestellt worden ist, die weite Verbreitung gefunden hat. Wieder ist ein Fortschritt zu beachten, namentlich in dem Sinn, daß Ernst Zahn noch mehr nach dem Leben gestaltete und von der Welt kaum beachtetes, stilles, indes darum nicht minder echtes Heldentum verkörperte. Daß ein Gedanke tief erfaßt und in ganz verschiedener Spiegelung die Geschichten eines Buches zu einer geschlossenen Einheit zusammenschweißt, ist auch sonst vom Dichter versucht worden, hier jedoch mit sonderlich glücklicher Hand geschehen.

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 22. und 23. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

„Verena Stadler“ aus Herrlibach kommt nach St. Felix, um der schwerleidenden Bäckerwitwe Kathrine Waser eine Stütze zu sein. Und das tut sie in so vorbildlicher Weise, daß sie bald der Mittelpunkt des kleinen Kreises ist und auch ihren Vetter Wilhelm ein wenig aus seiner Alltäglichkeit herauszureißen weiß. Sie hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, seine Frau zu werden, und auch er scheint nicht ganz abgeneigt zu sein, obgleich Verenas Wesen in ihrer herben Geschlossenheit ihm bei seiner Haltlosigkeit nicht ganz zusagt. Da stört Hilde Zehran seine Kreise, und dann ist er gezwungen, sie zu heiraten. Verena wäre gegangen, wenn die Base sie hätte entbehren können. Sie ist schwächer geworden und stirbt und stellt Verena vor die Aufgabe, das Geschäft nicht ganz zugrunde gehen zu lassen. So bleibt sie trotz Hilde und bleibt, als diese bei der Geburt des Kindes gestorben ist. Und dann fällt ihr die neue Aufgabe zu, das Kind zu hegen und Wilhelm zu helfen, und als sie ihn schließlich heiratet und seine Schritte bewacht, merkt sie bald, daß sie ihren Einfluß überschätzt hat. Was sie indes für das Haus bedeutet, hat der Antistes einmal in Worte gekleidet und ein andermal durch seinen Gruß gedeutet: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe!“ Ja, die Verena ist eine ganz Große in ihrer schlichten Heldengröße, und auch das überwindet sie, als man ihr Wilhelm eines Tages tot ins Haus trägt.

„Vinzenz Püntiner“, schon als Jüngling ein Mann und als Mann einer der Besten im Land, steigt von Stufe zu Stufe und bringt es zum Regierungsrat. Und als auch er einmal etwas ganz für sich allein haben will, der doch nur für seine Mutter und seine Geschwister gesorgt hat, kommt er zu spät; sein Bruder Arnold ist erkorener Bräutigam der Anna de Felice. Und er kämpft mit sich und ringt und kann doch nicht Herr über sich werden; aber als er einmal die Anna in seine Arme gerissen und seinen Bruder und dessen Schwiegervater Zeuge dieser Szene hat werden lassen, ist er fertig mit sich geworden. Er ordnet seine Angelegenheiten, um fortzugehen;

mitten im wütendsten Sturm zwingt er seinen Nachen hinaus und rettet eine Frau und ihren Sohn. Von ihm selbst jedoch hat man nichts wiedergesehen.

Die Sammlung, die in „Verena Stadler“ und „Vinzenz Püntiner“ gipfelt, bietet eine Fülle, ja, Überfülle dessen, das wir sittliches Heldentum nennen. Auch wenn Ernst Zahn seiner Schöpfung nicht jene Bezeichnung beigelegt hätte, würden wir sie so genannt haben, so auffällig drängt sich der Gedanke vom stillen Heldentum inmitten des grauen Alltags auf. Das eben ist die Größe, treu und schlicht durchs Leben zu gehen, auch wenn niemand darum weiß und kein Lob lockt. Nein, viel Aufheben ist nicht von ihnen gemacht worden, als sie wandelten. Man sah nicht einmal ihr Heldentum, oder verstand es nicht, oder wollte es vielleicht auch nicht wissen. Die Welt liebt es nicht, daß Menschen an der Schattenseite des Lebens Erwähnung und Beachtung finden. Und nicht umsonst ist Ernst Zahn so scharf geworden und spart nicht mit Spott und Ironie. Es gibt zu viele der Satten, die an sich volles Genüge zur Schau tragen und für alles andere nur ein Achselzucken oder ein überlegenes Lächeln haben.

Und worin besteht das sittliche Heldentum dieser Unscheinbaren? Verena Stadler ist in das Geschäft eingetreten, um der kranken Base und dem Vetter Wilhelm eine Stütze zu sein, und wird bald die Seele des Hauses durch ihre schlichte Treue und Hingabe des ganzen Menschen an ihre Aufgabe. Daran ändert nichts, daß der Vetter kühler und zurückhaltender wird, daß er einem anderen Mädchen nachstellt. Sie ist es, die ihn veranlaßt, Hilde zu heiraten. Sie sorgt still weiter für die Kranke und den Haushalt und das Geschäft, erleichtert der Base das Sterben, hält bei Hilde in ihrer schweren Stunde aus, läßt nicht nach in ihrer Sorge, als alles den Kopf verloren hat, und findet noch immer Zeit, Wilhelm mit ihren treuen, stillen Augen zu folgen. Und um ihr Bleiben zu ermöglichen und ihn zu retten, gewinnt sie es über sich, seine zweite Frau zu werden, sucht den

schwachen Menschen ans Haus zu fesseln und sieht doch ein, wie wenig sie über ihn vermag. Trotzdem bleibt sie sich gleich, ist aufrecht und unverdrossen und gleichmäßig freundlich in ihrem Verhalten ihm gegenüber. Und vielleicht würde dieser schlichte, tatkräftige und hilfsbereite Mensch den Mann überwunden haben, wenn nicht der Unglücksfall ihrer Betätigung ein Ziel gesetzt hätte. Wie groß sie in ihrem Heldentum ist, kündet der Antistes: „Achtung habe ich vor Ihnen, Verena Stadler, große Achtung!" Nichts mehr sonst sagt er, und ein Mehr wäre ein Weniger gewesen. So steht sie vor uns, und so lebt sie in uns fort als Vorbild und Verkörperung eiserner Pflichterfüllung. Und doch, wer weiß in St. Felix von ihr außer den paar Menschen, die sie kennen und schätzen! Das die eine Seite sittlichen Heldentums.

Ganz anders offenbart es sich im Troger-Jakob, der trotz Hohn und Spott seiner Dörfler an sich arbeitet und an seinem Künstlertum und schließlich auch Anerkennung findet, die indes bald wieder in die Brüche geht, so daß er sich ganz in die Einsamkeit zurückzieht und nur sich und seiner Kunst lebt. Die Verkennung seines inneren Menschen auf der einen Seite und sein Streben nach Vervollkommnung und Vertiefung auf der anderen umschließen sein Heldentum.

Und das Leni wird trotz ihrer Jugend zum Halt des ganzen Hauses, arbeitet sich auf, ohne irgendwelche Anerkennung zu finden, und freut sich, als sie ihre Stelle besetzt findet, daß sie ausruhen kann, nun da ihre letzten Kräfte aufgeopfert sind. Pflichttreu bis an den Tod hat sie gelebt, und Pater Longinus berührt sich mit ihr in der ganzen Einsetzung seiner Persönlichkeit, die Freude am Leben gewinnt, als ihr das Leben zerrinnt. Daß Gerold Zopp seiner Schwester Juliane in unwirtlicher Eisesnacht das Leben rettet in vorbildlicher Liebe und Treue, daß der Jüngling wie ein Mann und eine Mutter handelt in schweigender Nacht, führt die beiden ohne viele Worte für alle Zeiten zusammen, und der Geselle Friedlieb handelt aus Dankbarkeit

und Treue wie ein Großer und muß den Tod suchen, weil er die Sünde fürchtet, und ist doch in seiner Seelenreinheit ein großes Kind geblieben. Wie Leni und Pater Longinus bringt ihm sein Heldentum den Tod der Selbstaufopferung. Vinzenz Püntiner steht neben Verena Stadler in ragender Größe. Das Leben des Jünglings und Mannes galt nur dem Wohl seiner Familie und der Gemeinde. An sich zu denken blieb ihm keine Zeit, seit der Vater so plötzlich aus dem Leben geschieden war. Und so verstreichen ihm die Jahre, und er altert und hat doch nichts wie Arbeit und wenig Sonne gehabt. Alle blicken in scheuer Bewunderung zu ihm auf, ohne sich ihm zu erschließen, so daß er ziemlich einsam dasteht und sich schließlich der Einsamkeit bewußt wird. Da jedoch ist es zu spät. Denn Arnold hat ihm inzwischen die köstliche Blüte genommen und sich zu eigen gemacht. Da er in treuer Pflichterfüllung weiterlebt, wissen die anderen nichts von seinen Kämpfen. Nur seine Mutter scheint sie zu ahnen. Daß auch er nicht zu überwinden vermag und nur dem einen Gedanken nachdenkt, Anna einmal in seine Arme zu schließen, wer weiß und wertet seine stille Größe und sein tieftrauriges Geschick! Als die Stunde gekommen ist, die ihn schwach gefunden hat, rafft er sich zu einer Mannestat auf und verschweigt und beschönigt nichts. Auch daß er sühnen will und sich nicht verzeihen kann, kleidet er in Worte. Was er im letzten Grunde hat tun wollen, steigert sich infolge der Verhältnisse zu einer steilen Höhe stillen Heldentums. Und so ist er heimgefahren, indem er mit seinem Tode zwei Menschen das Leben wiedergegeben hat.

Der Geiß-Christeli ist ein Held in seiner Treue gegen die Heimat und der Huber-Dres die Verkörperung selbstloser Nächstenliebe und gemeinnützigen Strebens; daß er nur Spott und Hohn erntet und doch ausharrt, das macht seine schlichte Größe aus. Elisabeth Brennwald ist ebensosehr eine Heldin in ihrem Verzicht auf Konrad Hilpert, wie es groß an ihm ist, daß er aus einfachen Verhältnissen den Künstler in sich hat heraus-

gestalten können, und dabei darf man sie trotz allem doch wohl höher werten, weil sie in engerem Kreis und in tiefster Brust ihr Leben lebt, ihr Heldentum scheu vor den Augen der Welt verbirgt, während er als Mann sich von den rauschenden Wogen des Lebens tragen und schaukeln läßt und daher leichter entsagen lernt als sie. Wer der Bessere von den beiden Männern ist, und wer von den Frauen heldenhafter handelt, Julia oder Maria, ist unschwer zu entscheiden. Es hätte Ernst Zahns Anteilnahme nicht erst bedurft, um Stellung zu nehmen. Der Fahrende rächt den ihm angetanen rohen Schimpf auf seine Weise und trägt die Folgen mannhaft, während es der Zeo leicht hatte, in dem Vollbesitz seiner Würde und seines reichen Besitzes sich mit großen Worten aufzuspielen. Und doch wie leer und wesenlos erscheint er, ohne jeden inneren Wert, und auch Frau Julia denkt darüber nach und findet große Beruhigung darin, während Maria dem Geliebten das Grab in den Wogen bereitet und sich neben ihm bettet, weil mit ihm all ihr Glück dahingeschieden ist. In der Beurteilung durch die Frauen liegt das letzte Urteil. Xander und Maria sind wie Helden aus der Welt gegangen.

„Verena Stadler" und „Vinzenz Pütiner" sind beide meisterhaft gestaltet, und doch überragt die knappe, karge, herbe Art der Darstellung in jener Novelle die der anderen bei weitem. Wie die „Bäckerei zum Höflein von Balthasar Waser" lebendig vor uns steht bis in alle Einzelheiten hinein, so daß wir überall zu Hause sind, in der Backstube wie im Laden und in der Wohnstube, so sauber und rein erscheinen Aufbau und Gliederung des Ganzen vor uns. Und die Begründung ist ebenso gehalten und zeigt in Ernst Zahn den feinen Lebensbeobachter. Nicht als ob im Gefüge von „Vinzenz Püntiner" besondere Fehler festzustellen oder die Verhältnisse nicht zu durchschauen wären, es ist mehr die breitere Weise der Gestaltung und das Drum und Dran, das nicht zu so ruhigem Genuß nötigt wie „Verena Stadler", wo die Wände des Hauses die ganze Handlung umschließen und ihr eine seltene Geschlossenheit geben. So ist „Verena Stadler"

auch reich an scharf gefaßten Einzelbildern, Verena im Laden, bei der Base, an Sterbebetten und so fort. Und die Gestalt der Verena ist schärfer geschaut, und alle ihre Züge tragen größere Lebenswahrheit, während Vinzenz einen Strich in Überlebensgröße bekommt. Die Alltäglichkeit leuchtet in Verenas Leben ganz anders hinein; wir sehen sie tatsächlich bei der Arbeit, Vinzenz dagegen mehr außerhalb des Hauses beschäftigt in vielerlei Betätigung. Verena bleibt ohne Fehl und Makel und wächst vor unseren Augen in ihre Aufgabe hinein, Vinzenz hat dagegen schon ein gutes Stück Menschenarbeit hinter sich, die wir glauben müssen, ohne Zeuge gewesen zu sein, und erliegt der Versuchung, der das prächtige Mädchen in jedem Fall Herr wird, und nicht umsonst hat der Dichter Hilda Zehran neben sie gestellt, um den ganzen Gegensatz ihrer Wesensart zu verkörpern und bei jener die sittliche Tüchtigkeit zu künden. Auch das schlichte Heldentum der Verena gefällt uns besser als das des Püntiners, dem reichste Anerkennung im öffentlichen Leben zuteil wird, so daß er schon hier den Lohn einheimst und um das Beste kommt, die Befriedigung in der eigenen Brust über Taten, die nur er kennt. Wie ganz anders bei Verena, von der sie nicht einmal ahnen, daß sie groß vor ihrem Herrgott dasteht in ihrer Treue um der Treue willen.

Und ein ganz anderer Lebensernst herrscht in „Verena Stadler“, ein Hauch von jener ehernen Gestalt des Reformators, der in ihr Gestaltung gefunden hat. Auch sie nimmt den Kampf mit dem herben Leben auf und ringt mit dem Tod, ohne allerdings obzusiegen, während Vinzenz doch mehr an der Sonnenseite gewandelt und im Tode einen Ausweg aus dem Leben gesucht hat, das ihm nichts mehr zu bieten vermag. Ihr sittliches Heldentum ist größer, und daß sie nicht an der Enttäuschung scheitert, sondern erst recht sich einsetzt, ist ein neuer Erweis ihrer Tüchtigkeit.

Wir dürfen daher „Verena Stadler“ zu den reifsten Schöpfungen des Dichters zählen und ihr den ersten Platz unter den

„Helden des Alltags" einräumen, unbeschadet des Wertes, der „Vinzenz Püntiner" trotzdem eignet. Daß Ernst Zahn in dem „Leni" und dem „Geiß-Christeli" den schärfsten Gegensatz im Wechselspiel der Stimmungen gegeben und beides in ebenso weihevoller wie köstlicher Weise getan hat, mag genau so hervorgehoben werden wie der starke Zug der Entsagung, den er so oft darstellt, und der auch hier voll anklingt. So stellen „Helden des Alltags" ein besonders wertvolles Buch dar und lassen vergessen, daß nicht alle Erzählungen vollwertig sind und namentlich in dem „Fest in Grünwinkel" wenig befriedigen.

Künstlerisch höher noch steht der 1906 erschienene Novellenband „Firnwind"[1]), einmal, weil die Geschichten, mit Ausnahme der dritten und fünften, ausgereifte Gaben sind, und zum anderen wegen der außerordentlich feinen psychologischen Zeichnung. Auch die Natur steht mit allen Geschichten in innigem Zusammenhang, und es rauscht durch die Blätter der Sammlung wie Windessausen, und vom Firnwind geküßte frische Menschenstirnen grüßen uns freundlich und teilen ihre in der freien Natur gewonnene Frische den Erzählungen mit.

Pfarrer Ludwig Heß in St. Felix stammt aus einer alten Familie und hat sich mit Hedwig Reimann, der Tochter eines Weinhändlers, verheiratet. Was die feingebildete Mutter immer gefürchtet hat, tritt ein. Sie verstehen sich nicht, weil Mängel der Erziehung, der Lebensart und des Charakters in hundert kleinen Dingen unangenehm an Frau Hedwig sich bemerkbar machen, und so oft er auch versucht hat, sie zu sich hinüberzuziehen, neue Taktlosigkeiten zeigen ihm, daß es zwischen ihnen keine Brücke gibt, und so hat denn Ernst Zahn seine Erzählung mit vollem Recht „Keine Brücke" genannt. Da tritt die angehende Künstlerin Angelika Ziegler in sein Haus und macht ihm den großen Unterschied noch um so viel klarer. Was

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 17.—19. Tausend. M 4.—, gebunden M 5.—.

zwischen Pfarrer Schwarzmann und seiner Frau vorfällt, zeugt von so niedriger Gesinnung, daß man Pfarrer Ludwig Heß nur tief bedauern kann. Und Frau Hedwig gibt sich gar keine Mühe, Anteilnahme für etwas zu heucheln, das sie nicht mag. So muß er wandern ohne sie, findet aber in Angelika eine Begleiterin, die gleich ihm mit trunkenen Augen die Schönheiten dort draußen auf sich wirken läßt, und auch in der Musik finden sie sich zusammen. Da setzt eine schleichende Krankheit bei ihm ein und läßt ihn nicht wieder, und ihr muß er den Zoll entrichten und stirbt in der Blüte der Jahre. Seine Mutter, die sonst sein Haus gemieden hat, stellt sich ein, und in ihr findet er das Verständnis, dessen er für seine letzten Tage bedarf. Angesichts des Todes sieht er die Dinge anders und in milderem Licht und sagt zu ihr: „Du wirst ihr die Kinder lassen, Mutter. Halte dich fern! Sie haben ihre eigenen Wege, Hedwig und die anderen, aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale.[1]) Aber die Kinder — laß ihr die Kinder ganz. Sie sollen den Weg wissen, den ihre Mutter ihnen weisen kann, und brauchen nicht zu lernen, daß der Vater da nicht zu gehen verstand."

„Stephan, der Schmied", zeigt den ungeschlachten Gesellen in seinem Verhalten gegen seine Frau, die ihn mit seinem Bruder hintergangen hat und bei der Geburt des Kleinen stirbt, den er Kain nennt. Der Kleine wächst heran, ohne daß der Schmied sich um ihn kümmert, kommt zur Schule und weckt dann Stephans Anteilnahme, der auch erfährt, daß man den Jungen seines Namens wegen verspotte, und hält einmal im Dorf ein scharfes Strafgericht. Seitdem ist es stiller geworden. Der Knabe kommt aus der Schule und lernt in der Schmiede. Dem Pflegevater hat es schon lange auf der Seele gelegen, wie unrecht er seinem Sohn mit diesem Namen getan habe, und er benutzt eine Gelegenheit, um Dorf Waltheim zu verlassen und fern im Gebirge

---

[1]) Von mir im Sperrdruck wiedergegeben.

beim Hospiz die Schmiede zu übernehmen. Kain heißt auf einmal Franz und spielt viel mit Vinzenza Simmen, der Wirtstochter. Da wird durch den Mund des Hallheimers das Geheimnis verraten, und nun verlangt der Wirt, Stephan Fausch solle den Jungen fortgeben, da er wohl gemerkt hat, wie sehr Vinzenza schon mit Franz verwachsen ist. Um die Kreise seines Jungen nicht zu stören, kehrt er nach Waltheim zurück, und nur Franz ahnt, welch ungeheures Opfer die Trennung dem Vater gekostet hat.

In der „Mutter" hat Ernst Zahn ein erschütterndes Trauerspiel gezeichnet. Georg Andermatt, der mehrere Jahre in Amerika gewesen ist, kommt nach Steg zurück als unverbesserlicher Bursche, der vor dem Vater nicht die geringste Achtung hat, ihn beim Ringen zu Boden wirft und den beiden Alten das Haus zur Hölle macht. Nun fängt er auch noch an, seiner Base nachzustellen, so daß die Mutter sie fortgibt. Eines Tages ist sie wieder da, von ihm verfolgt. Die Mutter schließt sie ein; er will die Tür aufbrechen und mißhandelt seinen Vater, der ihn hindern will. Da nimmt sie das Gewehr und verwundet und tötet ihn. Das Gericht verurteilt sie, läßt sie indes nach einem halben Jahre ziehen. Aber sie trauert über den verlorenen Sohn und weiß doch, sie würde die Tat zum zweitenmal tun, wenn es nötig wäre.

„Firnwind" heißt die Sammlung, die davon zeugen soll, daß die reine Bergluft, der Wind, der von den Höhen herniederstößt, die Gemüter der Menschen auffrischen und gesunden lassen kann. Ludwig Heß kennt jene reinigende Höhenluft, während Hedwig keine persönliche Stellung zur Natur gewonnen hat und dadurch zeigt, daß etwas in ihr unentwickelt geblieben ist. Stephan Fausch, ein Mensch von einer rauhen Außenseite, hat Sinn für Schönheit, wo er immer sie auch finden mag, und offenbart dadurch, daß etwas Gutes und Großes in ihm steckt, so sehr seine äußere Erscheinung dem zu widersprechen scheint. Balbina Andermatt ist auch so eine Gestalt, äußerlich verschlossen und doch

ein ganzer Mensch, und wer ihre Blumenpracht sieht, spürt den Geist ihres Wesens.

Von meisterhafter Kunst zeugt „Stephan, der Schmied". Die Novelle gehört einer Reihe von Erzählungen an, die Kunst im Vollsinn bieten. Auch „Keine Brücke" und „Die Mutter" sind reife Früchte. Was in jener sonderlich reizt, ist die Art, zu zeigen, wie Stephan aus einem Feinde zu einem Freunde Kains wird. Da ist ein so lichter Aufbau, eine so durchsichtige Gliederung und Begründung, daß man dem Schmied fast in der Seele zu lesen vermag. Er hat dem Knaben unrecht getan, daß er ihn die Sünde der Mutter entgelten ließ. Sein Rufname ist dem Knaben der Schrecken seiner Jugend gewesen. Daß Stephan Fausch das einsieht, dazu gehört die Arbeit vieler Jahre, und dann hat er sich so weit überwunden, daß er sühnen will, weil dem Knaben unrecht geschehen ist. Er fährt Kain daher in die Fremde und nennt ihn Franz. Ja, er ist doppelt unfreundlich, wenn er meint, sich verraten zu haben, und so lieb er ihn auch immer hat, weiß er seine Liebe doch scheu zu verbergen, so daß Kain ihm kaum näher kommt. Als sie in der Fremde nicht mehr fremd sind, bricht das Unheil herein, und nun fängt der Schmied wieder an, mit sich zu rechten und nach einem Ausweg zu suchen. Daß er schließlich Kain verläßt und wieder nach Waltheim zurückkehrt, ist nicht die geringste Tat, die er vollbringt. Wer vermag ganz nachzuempfinden, was durch seine Seele gegangen, ehe er zu einem solchen Entschluß gekommen ist! Den Jüngling hat er über die Maßen lieb, und doch trennt er sich von ihm, weil er seinem Glücke nicht hindernd in den Weg treten will. Das ist wieder einmal sittliches Heldentum, mit Entsagung gepaart.

Was „Keine Brücke" sagen soll, ist dies: „Du hast recht, wir sind nicht unfehlbar, wir anderen, ebensowenig als ihr. Ihr steht mehr in der Mitte des Lebens, wir halten uns gerne seitwärts. Vom Lärm, der euch umgibt, wird eure Stimme rauher. Eure Hände sind fest, weil ihr stark zugreift, wo das Leben Arbeit

gibt. Wir reden nicht gerne laut, und es liegt uns mehr an dem, was wir sagen, als daß viele es hören. Wir scheuen die Arbeit nicht, aber wir verstehen nicht jede zu tun. So seid ihr ihr, und wir sind wir; wir wissen es und begreifen es, aber einander verstehen können wir nicht. Zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft. Weil keine Brücke war, seid ihr nicht zusammengekommen, mein Sohn und du." Und nun muß uns der Dichter überzeugend nachweisen, daß keine Verständigung möglich war. Er zeigt Hedwig, wie sie hinter ihres Mannes Rücken Einladungen ergehen läßt, von denen er nichts wissen will. Und so häuft sie eine Taktlosigkeit auf die andere und zeigt sich von einer so wenig liebenswürdigen Seite, daß wir ihr immer weniger Anteilnahme entgegenbringen. Und daß sie, an einer Angelika gemessen, im höchsten Grade ungebildet erscheint, läßt uns erst recht die ganze Weite der Kluft erkennen. Und selbst am Sterbebett kann sie nicht von ihrer Art lassen und steht verständnislos da und weiß nicht, was sie soll, obgleich sie voll Liebe zu ihrem Mann ist. Es fehlt eben jede Brücke zur Verständigung.

Balbina Andermatt freut sich der Rückkehr Georgs und malt sich aus, wie er wohl aussehen möge. Dann erinnert sie sich seiner Kindheit und kann sich von dem Gedanken kaum losreißen. Aber es folgt eine Enttäuschung nach der anderen, sie verhärtet sich gegen ihn, dem doch ihr Herz gehört, und sucht ihn zu meistern, namentlich in seinem Verhalten dem Vater gegenüber. Und sie erlebt, daß er jede Achtung vergißt, sich am Vater vergreift und schließlich mit Gewalt zu Lene eindringen will. Da ist alles tot in ihr und sie die Rächerin, die das Strafgericht in furchtbarer Weise vollzieht.

„Stephan, der Schmied", ist schlechthin vollkommen nach Inhalt und Form. „Keine Brücke", gipfelnd in dem Gedanken, daß zwei Menschen, die aus ganz verschiedenen Lebenskreisen stammen, zu keiner Verständigung gelangen, ist nicht minder gelungen. Doch scheint es, als wenn Ernst Zahn einem Zusammenstoß ausweichen will, indem er Ludwig Heß früh sterben läßt.

Was hätte daraus werden sollen, wenn sie lange Jahre nebeneinander hergegangen wären! Was wäre aus den Kindern geworden bei so verschiedener Erziehung von Vater und Mutter! „Die Mutter“, so unnatürlich der Ausgang auch anmutet, ist lebenswahr durch und durch und in ihren lebensvollen Zügen fast eindringlicher als „Keine Brücke“; denn Ernst Zahn gestaltet bekannte Verhältnisse. Doch darin besteht eben der Fortschritt, daß es ihm gelungen ist, auch die Stadt mit ihren Strömungen, ihren ganz anderen Menschen und Verhältnissen dem wirklichen Leben entsprechend zu gestalten. Daß der Dichter das vermocht hat, ist ein neuer Beweis für den Ernst, mit dem er schafft und darstellt.

Auch „Firnwind“ als Ganzes ist etwas Großes und Köstliches und völlig ausgeglichen, wenn wir von den zwei kürzeren Erzählungen ganz absehen.

1908 kam die Novellensammlung „Die da kommen und gehen!“[1]) heraus, die bedeutend hinter „Firnwind“ und „Helden des Alltags“ zurücksteht. Das rührt daher, weil mit Ausnahme von zwei größeren Erzählungen nur kleinere Geschichten geboten werden, die wohl schön sind und fesseln, wie zum Beispiel „Requiem“, indes nicht nachhaltig wirken und mehr das Wesen der Unterhaltungslektüre an sich tragen.

In der „Gerechtigkeit der Marianne Denier“ gestaltet er, wie Marianne Boßhard aus Grüningen den Händler und Bauer Jost Denier aus Seedorf, der katholisch ist, heiratet und am Hochzeitstage einen Krüppel heimführt. Und dann kommt Michel Denier ins Haus, an dem sie Gefallen findet und bei dessen Anblick sich ihr Blut regt. Und auch er ist nicht unempfänglich gegen ihre Reize, und es kommen schwere Tage der Kämpfe, denen sie zu unterliegen droht. Daß der Knecht Melk und die Magd Heinrike ein Liebesverhältnis haben, peitscht ihr

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 33.—34. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Blut noch mehr auf. Sie weiß sich schließlich nicht mehr zu raten und zu helfen und geht zum katholischen Pfarrer Peter Diog, der ihr ganz im Sinne der katholischen Kirche zu beten aufgibt. „Ich bin in mir selber krank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber gesund werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber, der mir über das hinweghilft, was mich quält und mich gelüstet und mich hungert! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!“ Michel muß aus dem Hause, und sie gesundet nach und nach, und das rühmt der Vater an ihrem Hause: „Daß eine gute Luft in deinem Hause weht, wie es daheim gewesen ist!“ So hat sie sich wiedergefunden. „Dann erst, nach all der Zeit, wußte sie, daß sie gesund geworden war, ohne Hilfe, ohne Rat, wie die Menschen gesunden müssen — aus sich selbst.“

„Die Säge von Mariels“ ist die Geschichte von Angelina Lombardi, der Tochter der Sägerin, und Moses Aschwanden, dessen Vater der Jähzorn zum Mörder gemacht hat. Darunter hat er auf Schritt und Tritt zu leiden, und wenn sie auch treu zu ihm hält, kann sie doch jeder Verspottung nicht wehren. Sie sind erwachsen, indes Moses nicht dem Mißtrauen entzogen, das vielmehr üppiger denn je ins Kraut geschossen ist. Darunter leidet er schwer und wird immer wieder gereizt, am unbarmherzigsten von Jost Muheim, dem Knecht der Sägerin, den er eines Tages niedersticht, um dann zu verschwinden. Angelika findet sein Versteck und trägt ihm allerlei zu; denn alle Versuche, ihn zu fangen, sind vergeblich geblieben. Dann aber wird er krank, und man weiß nun, wo er zu finden ist. Er verteidigt sich so lange, wie er kann, und dann tötet sie ihn selbst und geht ins Kloster.

So schreiten sie durchs Leben, Jost und Marianne Denier, und werden durch den Tod getrennt wie Liberius und Isidora Infanger im „Requiem“, oder müssen scheiden wie Christoph Stadtmann und Maria Cawiezel nach einer sonnenhellen „Begegnung“, wie „Der Unglückssenn“ Urs Emmenegger, wie Ur-

sula Z'graggen aus dem Gesichtskreis Ernst Rudolf Kellers in „Ein kleiner Frühling" und Blandine Steffen in der „Hexe" aus Anderhalden, weil sie mit Eustach Würger in der Franzosenzeit in die Fremde zieht, oder entschwinden und sterben wie Rosamunde Stein, die „Herrn Salomon Bringolfs Enttäuschung" umschließt, oder blindem Mißtrauen und Haß erliegen wie der unglückliche Moses Aschwanden, dem seine Braut, indem sie selbst ihn tötet, die größte Barmherzigkeit erweist. Wie viele Lebensschicksale umschließt der Band, wie viel stilles Glück, ganze Größe, goldene Treue, bittere Entsagung, wilden Haß, innere Hohlheit, sittliches Heldentum, wurzelechte Verinnerlichung, Trauer und Leid, Not und Tod enthüllt uns der Dichter! Es ist nur schade, daß er nicht immer in die Tiefe gestiegen ist, daß er es mit dem äußeren Geschehen vielfach hat bewenden lassen. Trotzdem wird das Buch von Menschen: „Die da kommen und gehen!" nicht ohne tiefe Wirkung auf die Leser bleiben, die das warme Herz des Dichters hier vielleicht noch unverhüllter als sonst schlagen hören werden.

In der ersten und letzten Geschichte der Sammlung beruht ihre Bedeutung. Die „Gerechtigkeit der Marianne Denier" zeigt, wie das junge, lebensfrohe Mädchen, das in seiner Jugend die spätere treue Lebensgefährtin verheißt, an einen Krüppel gebunden ist und sich mit ihrem Schicksal abzufinden hat. Daß sie sich dabei auf eigene Füße stellt und ihren Lebens- und Liebeshunger fast männlich überwindet, ist groß und gewaltig von ihr; aber dabei kommt etwas Fremdes in ihr Wesen hinein, und daher mag es rühren, daß wir uns für diese Gestalt nicht sonderlich erwärmen können. Die Entsagung tritt in so selbstsicherer und selbstbewußter Weise hervor, daß Ernst Zahn mit Recht von ihrer Gerechtigkeit reden muß. Und daß sie das selbst empfindet und sich innerlich unfrei erscheint, kündet wieder den edlen Kern in ihr und läßt Gutes für die Zukunft erhoffen, nur daß das Verheißung bleibt und über die bloße Andeutung nicht hinausgekommen ist. „Gleichmäßig ging von da an ihre Zeit. Zu

Hause war Friede und Ordnung. Sie sah die Umgebung dieses Hauses an. Ihre Freude an dem Lande, in dem sie wohnte, kehrte zurück. Wieder spürte sie, wie das verschlossene Volk der Einheimischen gleichsam Stärke aus dem starken, düsteren Land sog, und ihre eigene Kraft mehrte sich; auch sie empfing eine seltsame Lebenshärte aus der harten, steinigen Erde, auf der sie schritt. Und zuweilen wurde sie sich dieser Kraft bewußt. Ihre Sehnen spannten sich, ihre Brust dehnte sich aus; es durchrieselte sie ein wundersames Empfinden, als ob sie wachse, die Stirn ihr freier sei, der Blick groß."

„Die Säge von Mariels" ist die Gestaltung der Böswilligkeit und des Mißtrauens einer Dorfgemeinde gegen einen Wildling, der notwendig dem Vater nacharten muß. Wie Moses Aschwanden dazu kommt, wie der Vater zum Mörder zu werden, hat Ernst Zahn durchaus fein begründet und durchgeführt. Daß man auch nichts vergessen kann und der rohe Knecht Jost Muheim dem Jungen immer wieder in den Weg kommen muß! Und damit nicht nur einseitig die Einwirkung schlimmer Einflüsse hervortritt, hat der Dichter neben den unglücklichen Burschen Angelina Lombardi gestellt und sie in ihrem Rufnamen glücklich gezeichnet, nur daß er sie offenbar zu gut gesehen und ihr zu viele Züge beigelegt hat, die in der harten Wirklichkeit kaum in solcher Fülle sich offenbaren möchten. Ihr Bild erscheint in der rührenden Fürsorge für den Verfolgten offenbar verzerrt. Etwas romanhaft klingt es dann, daß sie ihre Tage im Kloster zu beschließen denkt. Aus der Anlage ihres Wesens ließe sich das vielleicht noch erklären, aus ihrer Lebenserfahrung wohl weniger. Tatkräftig, wie sie sich erwiesen hat, paßt sie nicht in die Abgeschlossenheit hinein, und wenn sie für ihre Tat büßen will, so gehört sie erst recht in die Welt. Sie, die dem Bruder und der Gemeinde eine so kernige Standrede zu halten vermag, muß eben deswegen in der Welt bleiben, um aufklärend zu wirken und Mißtrauen und Haß auszurotten, statt sich hinter verschwiegenen Klostermauern zu vergraben. Das Mitleid zieht uns zu dem Un-

glücklichen; befriedigen kann uns die Geschichte indes nicht, wenn uns Angeline Lombardi deswegen auch menschlich näher steht als Marianne Denier in ihrer Gerechtigkeit.

Wesentlich bedeutender ist wieder die vier Jahre später herausgegebene Sammlung: „Was das Leben zerbricht!“[1]), ohne indes an „Firnwind“ und andere heranzureichen. Auch hier sind wieder eine ganze Reihe ergreifender, aber ungleichmäßig gestalteter Erzählungen.

So ist das Leben, wie die Widmung sagt und singt, daß es erbarmungslos vorübergeht an fremdem Leid, von dem es manchmal gar nicht weiß, daß es für stilles Heldentum keinen Blick und kein Verständnis hat.

„Stille Gewalten“ behandeln das gleiche Motiv wie „Keine Brücke“, und auch hier zeigt der Dichter, dem beide Novellen sonderlich lieb sind, daß es in den verschiedenen Ständen und Lebenskreisen Schranken gibt, die zu überbrücken menschlicher Kraft nicht gegeben ist. Daß er zweimal den gleichen Vorwurf mit dem gleichen Ergebnis behandelt, tut klar dar, daß er damit eine Auffassung vertritt, für deren Richtigkeit ihm das Leben so oft den Beweis geliefert hat.

Kaspar Brun aus der alten Familie Brennwald in St. Felix muß sich außerhalb seines Verwandtenkreises einen Lebensberuf suchen und heiratet Kordula Nägeli, die Tochter des Zuckerbäckers aus der Staffelgasse, die von der alten Haushälterin Maria Appert gewarnt wird: „Die Leute, zu denen die Bruns gehören, sind ein Volk für sich. Unsereiner kann sich bei ihnen auf die Dauer nicht wohlfühlen.“ Damit ist der Ton angeschlagen, der so oft zum Leidwesen der jungen Frau und ihrer Angehörigen in ihr Leben hineinklingt und sie unglücklich macht; denn der alte Brennwald verliert an einem Tage Frau und Kinder und muß sich wohl oder übel des durch die Schuld des Vaters verstoßenen

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 24.—26. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Verwandten entsinnen und ihm Sohnesrechte einräumen. Und nun wird alles anders und sie die große Dame vor der Welt, zu der sie nicht die geringste Anlage hat. Was ihr fehlt, tritt um so klarer in die Erscheinung, als Susanne Wertmüller ihren Lebensweg kreuzt und auf Lindenberg, ihrem Besitz, immer häufiger vorspricht. Ihr Mann läßt es nie an der nötigen Achtung fehlen, und doch kommt sie sich wie verlassen vor. Es fehlt ihr eben zu viel an äußerer und innerer Bildung, so vorteilhaft sie sich auch von Frau Hedwig Heß unterscheiden mag. Sie spürt es auf Schritt und Tritt, fühlt sich immer unglücklicher und schwindet dahin. In ihrer Sterbestunde kündet sie ihrem Mann, unter welch schwerer Last sie dahingeschritten und wie froh sie ist, ihm freie Bahn zu machen.

Ja, ehrenhaft sind sie, und das geht so weit, daß Kaspar Brun darauf verzichtet, mit Susanne Wertmüller ein neues Glück zu begründen, so sehr es ihn auch zu ihr hinziehen mag. Er kann es nicht vergessen, der seine Frau in seiner stillen Weise lieb gehabt hat, daß sie um seines unwissentlichen und entschuldbaren Fehls willen hat leiden müssen. Die stillen Gewalten haben sich in dem Leben dieser prächtigen Menschen als eine Macht erwiesen, die zu überwinden ihnen nicht hat gelingen können, so viel guter Wille und zartes Verständnis auch auf beiden Seiten geäußert worden sind.

Die umfangreichste, indes am wenigsten befriedigende Novelle heißt: „Das Leben der Salome Zeller". Weil ihr Leben an innerer Unwahrheit gekrankt hat, eine einzige große Lüge gewesen ist, mußte ihr das Leben unter den Händen zerrinnen und ihr so unsagbar schal und leer vorkommen.

Salome Zeller ist das Kind hochachtbarer, frommer Leute. Sie kommt zu ihrer Weiterbildung in die Welt hinaus und verkehrt in England mit Heinrich Hirzel, dem Erben jenes Geschäftes, in dem ihr Vater Anstellung gefunden hat. Und sie erhebt das Auge zu ihm und will wenigstens das vor anderen voraus haben, die nicht an der Sonnenseite wandeln, daß sie im

Leben einmal restlos glücklich gewesen ist und sich ein teures Pfand aus jenen Tagen herübergerettet hat. So kommt sie aus England mit einem Knaben zurück, bringt ihn auf dem Lande unter, hungert nach ihm und lebt doch immer in tausend Ängsten, daß ihre Lebenslüge an den Tag kommen könne. Und so geht es fort die Jahre hindurch, wo der Junge ihr Kummer und sie zur Diebin macht. Daß Heinrich Hirzel dann für sie eintritt, bedeutet keine Erleichterung für sie. Ihr Leben ist geknickt und gebrochen. Daß das so ist, gesteht sie dem braven Brändli, mit dem sie in der Bank tätig gewesen ist und der ihr schon mehr als einen Antrag gemacht hat.

Das Leben hat die reizende Kordula Nägeli, Kaspar Bruns Frau, ebenso zerbrochen wie den Trinker Ambros Schuler in dem „Mondstrahl“, einer gewaltig erschütternden Erzählung. Weil ihm Placida Schiffmann gestorben ist, die alles mit ihm hat machen können, wird er wieder der Trinker von früher und verwüstet Leib und Seele in erschreckender Weise. „Der Witwer“ Nikolaus Imholz hat seine Selbstsucht gebrochen, die ihn zur Marielene Zurfluh hintrieb, wie Walter Wandermann in dem „Zögern“ das zerbricht, was Katharine Scharff mi tihm seelisch verband, wie Perpetua Schmid den Handwerksburschen Peter Huonder nicht mit all ihrer Sehnsucht zurückrufen kann, der den „Tag der Perpetua“ heraufführte, der Künstler Felix Spero die „Rosen“ in des Fabrikanten Botmers Lebensgarten nicht brechen darf, weil sie nicht für ihn blühen, und Salome Zeller, die mit so stolzen Hoffnungen hinauszog und das Glück zwingen und meistern wollte, unfähig ist, an ein noch so bescheidenes Glück zu glauben und in Wahrheit bis in die feinsten Fasern und Fibern ihres Herzens und Gemüts hinein gebrochen bleibt.

In „Der andere Weg“ hat Ernst Zahn das altväterische Wesen eines einfachen Handwerkers und seines Hauses im wesentlichen glücklich verkörpert. Gottfried Grob ist der ehrenfeste Mann, der keine schlechte Arbeit abliefert und in seinem Hause nicht die geringste Ungehörigkeit duldet. Und nun muß er er-

leben, daß ihm sein eigenes Kind, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet hat, ihm so gar nicht gleicht, gleichsam aus der Art geschlagen ist. Alle seine Versuche scheinen nichts zu fruchten, und er muß ihn fortgeben in dem Gedanken, daß das Leben als strenger Lehrmeister noch eine Änderung herbeiführen könne. Indes führt er sein Leben weiter und tut schlecht und recht seine Pflicht, hört zuweilen von dem Buben und dann lange nichts mehr, bis Georg eines Tages in St. Felix wieder auftaucht und zur großen Verwunderung des Vaters doch noch etwas geworden ist. Und es ist keine kleine Kunst, die uns kündet, wie der alternde Vater trotz seines so ganz anderen Lebensweges dem seines Sohnes gerecht zu werden sucht. Aus der Novelle blickt es wie freundliche Verklärung enger Verhältnisse, die darzustellen Ernst Zahn mit warmer Anteilnahme sich unterzogen hat. Ob es aber aus der Veranlagung des Jungen heraus überzeugend wirkt, daß er in Amerika zu solchem Aufstieg gelangen konnte, ist mindestens fraglich.

„Das Leben der Salome Zeller" ist, künstlerisch betrachtet, nicht ohne Reize gestaltet. Einen so außergewöhnlichen Fall darzustellen, mag den Dichter besonders gereizt haben, und leicht hat er sich die Lösung seiner Aufgabe keineswegs gemacht. Die eine Lüge verstrickt sie in andere und treibt sie von Unruhe und Sorge in immer verwickeltere Lagen. Alles das ist lebenswahr gestaltet und mit feinem Sinn begründet. Trotzdem werden wir die Novelle nicht sonderlich hoch werten, jedenfalls keine persönliche Stellung zu ihr gewinnen können, eben weil das ganze weitere Leben sich aus Unwahrheit aufbaut. Jede Größe fehlt Salome Zeller, und deswegen hat sie lediglich *diesen* Weg beschritten. Sie ist keine Heldin und hat nie das Zeug dazu gehabt. Daher ist es kein Wunder, daß sie sich fast mit Abscheu von sich abwendet und jede Hoffnung auf ein Spätglück begräbt. So nur durfte Ernst Zahn die Geschichte ausklingen lassen, die durch ihn auf diese Weise ihre sittliche Beurteilung erfährt. Sie hat den Weg der Sünde gewählt und muß ihn innerlich gebrochen

fortsetzen bis zum Ziel, eine einzige Sühne für das ganze weitere Leben.

In „Stille Gewalten“ gipfelt diese neue Sammlung; durch sie erhält sie ihre Bedeutung. Da ist wieder der alte Ernst Zahn am Werke. Wie künstlerisch fein ist alles aufgebaut und gegliedert und begründet! Es konnte gar nicht anders kommen, und daß Kaspar Brun nicht ganz im Schatten bleiben werde, ist mehr als einmal angedeutet, und die Wendung in seinem Leben ist wohl außergewöhnlich, doch durchaus glaubhaft. In Klementine Brun, in Mutter und Sohn und dem alten Brennwald, in Susanne Wertmüller und ihrer Mutter hat Ernst Zahn Menschen jener alten Familien in scharfen, klaren Strichen gezeichnet und in dem Zuckerbäcker Severin Nägeli, seiner Tochter Kordula und der Haushälterin Maria Appert die Gegenspieler dargestellt. Und wenn es bei Meinungsverschiedenheiten weniger auffällig hergeht wie in „Keine Brücke“, so zeugt das einmal von des Künstlers vertiefterer Künstlerschaft, zum anderen indes auch von den vornehmeren Naturen auf der Gegenseite, die die Familie des Weinhändlers Reimann trotz der bescheideneren Verhältnisse sehr in den Schatten stellen. Dort stirbt Pfarrer Ludwig Heß und überläßt seine Kinder den Händen einer Mutter, wie Frau Hedwig es eben ist, hier Kordula, und ihre Kinder werden nie verraten, daß ihre Mutter aus niederen Kreisen stammte. Sind es in jedem Fall die Frauen, die die Gegensätze bedingten, so müssen wir bei Frau Hedwig sagen, daß sie sich gar keine Mühe gibt, über die Brücke zu gehen, während Kordula geräuschlos durch die hohen Räume wie eine Fremde schreitet und am liebsten ganz im Hintergrunde unbeachtet geblieben wäre. Die beiden sind die größten Gegensätze, weswegen der Pfarrer verschiedentlich eingreifen muß, während Kaspar Brun beim Tod seiner Kordula erst recht eigentlich die Augen aufgehen für den Wert seiner Frau und ihr stilles Leiden. Die Linienführung in „Stille Gewalten“ ist viel zarter und reiner, wie sie auch die reifere Kunst künden und den Gedanken

an „Elisabeth“ wach werden lassen, wo auch die Farbengebung so zart hervortritt. Diese neue Novelle ist eine Perle mehr an der Schnur, auf die „Verena Stadler“, „Stephan, der Schmied“, „Der Schatten“, „Die Mutter“ und „Keine Brücke“ gereiht sind. „Stille Gewalten“ tragen Stormschen Geist an sich in ihrer stillen Entsagung.

„Uraltes Lied“ ![1]), 1912 erschienen, ist wieder ganz groß. Der Stillstand, ja Rückschritt ist völlig überwunden. Fast will mir scheinen, als wenn Ernst Zahn in dem „Liberi“ noch weiter gekommen wäre. Und wenn wir von dem „Tod des A Pro“ und dem Märchen „Trewula“, das eigentlich trotz seines Grundgedankens nicht hierher gehört, absehen, so haben wir in „Uraltes Lied!“ wieder eine völlig gleichwertige, einheitliche Sammlung.

In dem „Liberi“ gestaltet Ernst Zahn das Leben des Gemeindeschreibers Liberius Arnold in Burgweil und seiner Frau Therese, die in immerwährendem Unfrieden leben; ob ihr der Mann in seinem stillen, gleichmäßig freundlichen Wesen zu groß ist, ob ihre Krankheit dazu die Veranlassung bietet, mag unentschieden bleiben. Jedenfalls hört er kein freundliches Wort von ihr, und dabei ehrt und liebt sie ihn in ihrer Weise, wenn sie das auch nie zugeben wird. Denn der Liberi ist ganz danach, er ist geachtet und geschätzt worden und hat keinen Feind in der Gemeinde, die voll Stolz auf sein Wesen und seine Tüchtigkeit blickt und sich seiner rühmt. Denn er weiß alles und kennt all die Verhältnisse, so daß sein Wille sich in allen Dingen durchsetzt und sein Vorschlag stets zum Beschluß erhoben wird. Und der Mann ist ein aufrichtiger Christ und liest jeden Abend seine Bibel, was ihm als einem Katholiken besonders hoch angerechnet zu werden verdient. Nun soll der Haushalt sich um ein Glied vermehren. Thereses Nichte aus Amerika, Mabel, wird erwartet und kommt und bringt neues Leben in den eintönigen

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 11.—15. Tausend. ℳ 4.—, gebunden ℳ 5.—.

Alltag. Und weil sie an dem Oheim Gefallen finden muß, wird Frau Thereses Eifersucht wach und schaut mit scheelen Augen den beiden nach, ob sie sie auf einem Unrecht ertappe. Das spannt ihre schwachen Lebenskräfte an, die dem schweren körperlichen Leiden zu erliegen drohen. Eine Operation schafft vorübergehende Erleichterung, und so schnell es geht, kehrt sie nach Hause zurück, damit sie ihren Mann überwachen und hindern kann, sich zu vergessen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß sich allerlei Wünsche beim Liberi regen, besonders beim Anblick seiner todkranken Frau, deren eiserner Wille allein sie noch aufrecht hält. Eine große Beruhigung bedeutet es für sie, daß der Verwandte Laurenz Indergand sich um Mabel bemüht und nach ihrem Besitz trachtet. Und wenn sie sich zunächst auch abwehrend verhält, glaubt Therese doch zu spüren, daß das Mädchen nicht abgeneigt ist, ihn zu erhören. Da Mabel sich nicht zu raten weiß, wendet sie sich an den Oheim, der, weil er sich innerlich als befangen betrachtet, ihr die Entscheidung zuschiebt. So verlobt sich Mabel mit Laurenz, und es scheint, als wenn Therese von dem Augenblick an wieder auflebe. Der Liberi leidet schwer, weil er mit allen Sinnen sich dem Mädchen verbunden weiß, aber als ehrlicher Mann den geraden Weg schreiten muß. Und nun steht die Hochzeit unmittelbar vor der Tür, und Laurenz erlaubt sich allerlei, das Mabel anwidert, so daß sie im Hause mit aller Entschiedenheit erklärt, sie werde ihn nie heiraten, so sehr ihr auch der Oheim zureden muß. Und dann ist sie verschwunden, und niemand weiß, welchen Weg sie eingeschlagen hat. In der Christnacht endlich wird Therese von ihrem unsagbaren Leiden erlöst und darauf mit allen Ehren begraben. Jetzt erst kann der Liberi die nötigen Schritte unternehmen, der Verschwundenen nachzuspüren, und das tut er in Gemeinschaft mit dem unglücklichen Bräutigam, jedoch ohne jeden Erfolg. Der Liberi läßt in seinen Bemühungen nicht nach, während Laurenz die Suche schnell aufgibt und sich überdies bald zu trösten weiß. Der treue Oheim, den kein Amt

mehr an Burgweil fesselt, kehrt nur vorübergehend dorthin zurück; er spürt von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt Mabels Schritten nach und wird sie, wenn Gott es will, wirklich eines Tages finden und heimführen. Das Grab seiner Therese vergißt er nie zu besuchen, das er stets in treuer Pflege findet. Das ist die Geschichte des Liberi.

„Der Gerngroß", eine Scherzählung, bietet die Geschichte zweier Jugendfreunde, des Schustersohnes August Tiggelmann und des Ulrich Ernst, dessen Vater Spielwarenhändler in St. Felix ist. Als sie erwachsen sind, trennen sich ihre Wege, bis sie in Stillhausen wieder zusammentreffen, wo jener als Dr. Arnold Ziegler sich einführt. Ernst Ulrich glaubt zunächst noch nicht daran, daß der Fremde sein Jugendfreund sein könne, bis er ihn eines Tages mit seinem Vater überrascht. Nun erfährt Ulrich Ernst alles, und so vieles wird ihm klar, was der Freund von ehemals an inneren Widersprüchen in sich trug. Und obgleich der Ärmste sich selbst als Schwindler entlarvt und ins Gefängnis wandert, läßt seine Braut Anna-Maria Zuppi doch nicht von ihm und bricht mit ihrer Familie. So findet sie Ulrich Ernst nach Jahren als Frau und Mann in St. Felix wieder, wo er seiner alten Beschäftigung nachgeht und in engen, durch treue Liebe wunderbar verschönten Verhältnissen sich ganz wohl fühlt und nicht mehr leeren Träumereien nachsinnt, sondern mit dem Hang nach dem Großen und Außergewöhnlichen endgültig gebrochen hat.

Daß „Die Rechnung des Josef Infanger" einen Fehler würde aufweisen müssen, hat der habliche Bauer und Händler in Dorf Winkel nicht glauben mögen. Und doch ist es so. Sein Sohn Gottlieb ist ein Krüppel und hat eine Spielgefährtin in Hagar Frech, die man ihm als Ergänzung seines Wesens später zur Frau gibt, fast wider seinen Willen. Zuerst geht alles seinen gewiesenen Weg. Hagar erweist sich als eine Frau von großer Tatkraft und weitem Blick, nur daß sie überall ihre Hand im Spiel haben will. Dann lastet es wie Schwüle vorm Gewitter

auf dem Haus, und die Entladung kommt, und daß Gottlieb sich nicht zu ihr bekannt hat, vergißt sie ihm nicht. Dazu wird sie eifersüchtig auf Madlein, eine entfernte Verwandte, die von klein auf im Hause gewesen ist, und knüpft endlich selbst ein Verhältnis mit dem Händler Jacopo Bernasconi an. Immer ungesunder wird die Luft und immer unerträglicher das Verhältnis der Familie zu ihr. Da finden sie sich alle auf dem Markt zu Brunnen zusammen. An eine Heimfahrt ist bei dem stürmischen Wetter nicht zu denken, und doch zwingt der Schwiegervater sie ins Boot und hält im Sturm mit ihr eine Abrechnung, so daß das Boot umschlägt und sie beide in die Tiefe gezogen werden. Gottlieb und Madlein heiraten sich und leben auf einem kleinen Besitz, den sie allein sich erhalten haben. Und sie sprechen oft vom Vater und jener Frau. „Und Gottlieb wußte es nicht, doch es lag wie Ahnung in ihm, daß etwas Großes an Hagar Frech gewesen, etwas, das er hätte verstehen sollen. Und die andere ferne, ganz ferne Ahnung erfaßte ihn, daß ein Weg gewesen wäre, einer, auf dem seines Vaters, des Rechners, Pläne sich hätten erfüllen können, und daß sie sich nicht erfüllt hatten mehr aus seiner, denn aus — einer anderen Schuld."

Von Leben und Lieben handelt „Uraltes Lied!", und von ganz besonderen Lebensführungen erzählt es. Daß der Liberi, der abgeklärte und allezeit hilfsbereite Mensch, in Therese eine stets verneinende und unfrohe Frau zur Seite haben muß, ist eine Offenbarung von Leben und Lieben, die wenig Sonne und viel Schatten bietet. Und doch soll der brave, grundehrliche Mann vielleicht noch einmal erfahren, was es heißt, unter blauem Himmel zu wandeln Hand in Hand mit einer Lebensgefährtin, die früh das Leid kennen gelernt hat und um so dankbarer das Sonnenglück empfindet und wieder ausstrahlt. Daß August Tiggelmann, dem als Dr. Arnold Ziegler warme Frauenliebe geleuchtet hat, nun in seiner ursprünglichen schlichten Gestalt doch dies große Geschenk erhalten geblieben ist, bleibt die köstlichste Erfahrung seines Lebens, wie Anna-Maria Zuppi darin

den Lohn ihrer Treue findet, daß ihr Haus zur Stätte stiller Freude und tiefer Befriedigung wird. Wer kann die Geheimnisse der Frauenseele enträtseln und deuten! Eine Therese scheint blind zu sein in der Erkenntnis seines Manneswertes, den sie doch gespürt haben muß, und eine Anna-Maria hat unter all dem Unwahren und Hohlen den Blick nicht verloren für das Edle und Beste, das in jener Mannesseele thronte. Gottlieb, der dankbare und anhängliche Mensch, muß in Hagar Frech, deren Name übrigens sehr bezeichnend gewählt ist, eine Frau gewinnen, die in ihrer herben, tatkräftigen Art sein besseres Selbst hätte werden können, nun indes seine größte Feindin wird. Während jedoch der Liberi völlig ohne Schuld neben seiner Frau sein Leben lebt als ganzer Mann, ist Gottlieb unselbständig und haltlos und ohne Wärme gegen seine Frau. Und da liegt wohl die größere Schuld bei ihm, daß die Entfremdung hat eintreten können, weil er so gar kein Verständnis für ihre Art der Hingabe zeigt. Wir gewinnen den Eindruck, daß sie um seine Liebe, um seine Anerkennung gebettelt hat. Daß er sie ihre eigenen Wege gehen läßt, ja sich von ihr zuweilen mit Abneigung abwendet, treibt sie dem Händler in die Arme, der die sinnlichen Regungen der Frauenseele besser zu deuten weiß. Darin liegt doch wohl der tiefere Kern der allmählich sich vollziehenden Entfremdung. Und daß Gottlieb nach ihrem Tode diese Erkenntnis aufgeht, zeigt, daß unsere Beobachtung richtig gewesen ist. Hagar darf gewiß nicht die größere Schuld beigemessen werden, wenn sie auch schuldig genug ist, einen solchen Tod zu sterben.

Ein Vergleich zwischen den drei Frauen, ihrem Leben und Lieben läßt uns nicht ohne innere Anteilnahme, und es ist gewiß nicht ohne Absicht geschehen, daß uns erst Therese, dann Anna-Maria und endlich Hagar begegnen. Dort eine Frau, die sich ohne Veranlassung ihr eigenes Leben verbittert und nur mit dieser Schuld belastet stirbt, in der Mitte eine Sonnengestalt und hier dann der Schatten der Schuld, die sie in den dunklen

Rachen des Sees hineinzieht. In zwei Fällen sind es verschlossene Naturen, die sich grundverschieden ihr Leben zimmern, und dazwischen steht wie leuchtendes Glück eine, die dem Mann ins Unglück folgt und es wandelt. Anna-Maria Zuppi ist der hellglänzende Stern unter den Frauengestalten dieses Buches, der daher auch die Widmung sonderlich gilt, die sie als Lied so oft von den Lippen Ulrich Ernsts hat vernehmen können.

Mit Meisterhand hat Ernst Zahn seine Novellen geschaffen und sie in ihrer ganzen Anlage fein und sauber gestaltet. Daß dem „Liberi" der Preis gehört, nimmt nicht weiter wunder, der Novelle, die mit seltener Kunst geformt ist wie nur eine seiner besten Schöpfungen. Der Eingang führt uns mitten in sein eheliches Unglück hinein, und nun sehen wir tagtäglich, wie sie ohne jede innere Beziehung nebeneinander hergehen, er ausschließlich in geistiger Beschäftigung, sie ganz in den Pflichten der Bäuerin. Das Gesinde weiß es nicht anders, daß zwischen beiden kein Wort fällt, und hat längst vergessen, darüber zu reden. Und doch ist der Pfarrer Sigbert sein Freund, sein Schwiegervater sein Bundesgenosse gegen seine eigene Frau, und die Bauern sind seine Bewunderer und folgen ihm in allen Stücken. Und wenn ihn uns Ernst Zahn in seiner Stube zeichnet, sei es, daß er Gemeindesachen bearbeitet, in guten Büchern liest oder gar an jedem Abend seine Bibel vor sich hat, so kennen wir den Mann und seine Umgebung und schauen uns in seinen vier Wänden als ganz vertraut mit ihnen um. Und so reiht sich eins an das andere mit einer Selbstverständlichkeit, als müsse es nur so sein. Das aber ist die reife Kunst, die mit voller Überlegung und innerer Anschauung längst das Ganze vor sich sah, ehe sie daran ging, die einzelnen Züge zu gestalten und zu deuten. Die Klarheit, die diese Novelle in sich trägt, ist nicht ihre geringste Schönheit. Und weiter die Steigerung der Entwickelung in der Einführung der Mabel und ihr Verhältnis zu beiden und zu Laurenz, welcher Aufstieg bis zum Höhepunkt und Ausgang! Nicht immer ist es Ernst Zahn ge-

lungen, bei aller immerhin behaglichen Breite so dramatisch kraftvoll zu gestalten. Daß nach all dem Streit, von dem das Haus widerhallte, stiller Friede, ja Heiterkeit einziehen wird und kann, ist ein Vorzug, den nur innere Ausgeglichenheit zu geben vermag. So stehen Anfang und Ende in schärfstem Gegensatz und doch in innerstem Zusammenhang und muten an wie ein schwüler Gewittertag, dessen Blitze wetternd niederfahren und Haus und Herd bedrohen, und der am Abend nun alles wieder in tiefes, strahlendes Abendrot getaucht erscheinen läßt.

So verraten auch „Der Gerngroß“ und „Die Rechnung des Josef Infanger“ eine Form, die vor jedem künstlerischen Urteil bestehen kann. Und jene hat den Vorzug einer besonders persönlichen Färbung in der Art der Icherzählung, wenn auch ein Riß seinen Bau durchzieht mit dem völligen Verschwinden August Tiggelmanns, dessen späteres Auftauchen natürlich nicht unvorbereitet bleibt. Und dabei ist er der Held der Novelle, die ihr eigentliches Ziel aus den Augen zu verlieren scheint. Insofern steht die zweite Novelle geschlossener da, deren Entwickelung in ruhigem Fluß vor sich geht, und die in der Begründung und Einzelgestaltung starke Wirkungen erzielt.

Alle drei Novellen sind reich an Bildern, die klar vor unserer Seele stehen; die vom Liberi erzählt, bietet schier eine Überfülle, und sie sind durchaus nicht alle von jenem Ernst, der durch Thereses Art verkörpert ihnen den Stempel aufprägt, nein, sie sind zum Teil sehr gemildert und zeugen von jener getragenen Zufriedenheit, die von einer wirklichen Persönlichkeit ausstrahlt. Und das sind eben die, welche uns den Liberi im Verkehr mit dem Pfarrer, den Dörflern und Mabel zeigen, der sogar sich so weit vergißt, das Mädchen von der Kirchweihe heimzuholen. Welche wohltuende Stille geht von seinem Zimmer aus, wenn seine Lampe freundliches Licht verbreitet und er über seine Bibel gebeugt dasitzt, oder welches Licht fällt auf ihn, wenn er auf der Brandstätte verweilt und Segen stiftet! Freundlicher wirkt fast noch „Der Gerngroß“, und da ist es Anna-Maria, die zu

den Bildern die lichten Farben leiht. Ihre Wanderungen mit Ulrich Ernst, ihr Walten im Hause der Eltern und im eigenen Heim, alles das ist Sonnenschein und heller, froher Sonnentag. Beim Joseph Infanger sehen wir nur klare, kalte Berechnung, und daher hat sich in seine Rechnung ein so schlimmer Fehler einschleichen können, der seine Lebensrechnung schließlich über den Haufen geworfen hat.

So mutet die Novelle am wenigsten freundlich an und zeigt eigentlich nur in Grau getauchte Bilder, von denen die aus der Kindheit der beiden Spielgefährten eine Ausnahme machen, und selbst in sie trägt Hagars unleidliches Wesen schon einen Mißton hinein. Nichtsdestoweniger sind sie groß gestaltet, und Szenen wie die zwischen Schwiegervater und Hagar, zwischen ihr und Gottlieb, dem Händler und der Infangerin und endlich gar jene auf dem See zeigen die ganze Reife Zahnscher Kunst.

In der Charakterzeichnung steht „Der Liberi" obenan, dessen Gestalt eine der glücklichsten, reinsten und besten ist, die der Dichter je geschaffen hat. In der Beziehung kommen nur ganz wenige in Betracht, und man könnte wohl in erster Linie an den Pfarrer in „Albin Indergand" und an Lukas Hochstraßer denken, an Gestalten, die uns in ihrem ganzen Wesen als ganze Menschen entgegentreten und daher zu Vorbildern werden. Welcher Geist geht vom Liberi aus! Man darf ihn schlechthin vollkommen nennen; denn daß auch Versuchungen sich den Weg zu ihm bahnen und ihn schwer ringen lassen, steht dazu in keinem Widerspruch, zeigt vielmehr, daß Ernst Zahn Menschen von Fleisch und Bein und keine Tugendbolde malt. Daß er Therese gegenüber schweigt und ihre Launen erträgt, könnte ihm den Vorwurf eines Feiglings und Pantoffelhelden eintragen. Weit gefehlt! Liegt darin nicht seine ganze Größe ausgesprochen? Daß er versucht hat, auf sie einzuwirken und es noch immer tut, kann gar nicht anders sein. Das warme Herz des Mannes krampft sich zusammen, wenn er an ihre Einsamkeit, ihr schweres Leiden denkt. Das macht ihn milde und weich und läßt ihn ihre

Launen gelassen tragen. Diese gleichmäßige Freundlichkeit als Ausfluß innerer Geschlossenheit bringt er allen ohne Unterschied entgegen; sie hält sich völlig frei von jener lauten Art, die ihre Mannheit auch einmal herauszukehren sich gemüßigt sieht. Und damit kommen wir auf den eigentlichen Kern seines Wesens, den nur Pfarrer Joseph Steiner mit ihm gemein hat. Das ist das wurzelechte Christentum, das sich an der Bibel nährt und täglich aus ihm neue Kraft gewinnt, und gerade weil es ein Bauer und Gemeindeschreiber ist, von dem dies gilt, wirkt es doppelt erfreulich. Daß wir den „Liberi" so hoch werten, rührt nicht zum letzten von dieser Prachtgestalt her, die die Erzählung adelt. Und wenn je Segen von einem Buch ausgeflossen ist, so muß es von dieser Novelle gelten, die solche echte und darum schlichte Frömmigkeit wirklich gestaltet.

An dem Liberi dürfen wir August Tiggelmann nicht messen; aber weil man unwillkürlich noch unter dem Einfluß jener ragenden Gestalt steht, schrumpft der Gerngroß noch mehr zusammen. Man darf ihn wohl bewundern, daß er die Welt, die sich so gern betrügen läßt, an der Nase hat herumführen können, und mag staunen über seinen Fleiß und seine Begabung, die ihm die Täuschung ermöglichen hilft. Ob er dazu gekommen wäre, sich selbst zu entlarven, wenn Ulrich Ernst nicht seinen Weg gekreuzt hätte, ist mindestens fraglich. Doch ist er mit seiner großen Lebenslüge nicht glücklich gewesen und hat es nach seiner Äußerung als eine Erlösung empfunden, nicht mehr unwahr sein zu müssen. Und daß er sich später in seinen kleinen Verhältnissen wohlfühlt, spricht doch wohl noch deutlicher dafür, daß er im Innersten seines Wesens ein guter Mensch ist, dem allerdings, wie bei anderen, auch immer zwei Seelen in der Brust gewohnt haben, deren böse den Gerngroß zeitweilig zu überwinden und zu binden vermag. Auch er genießt unsere Anteilnahme.

An dem Infanger bewundern wir eigentlich nur seine kalte Klugheit, und sie tritt mit ihm von vornherein in die Erscheinung und verläßt ihn erst mit dem Opfertode, der eine Sühne

seiner verkehrten Rechnung wird. Dies eine kann uns in etwas mit ihm aussöhnen, wie die Rücksicht, mit der er seine kranke Frau behandelt. Sonst ist alles nur Bauernschlauheit an ihm, die uns abstößt, weil sie nie nach dem Wohl anderer fragt und selbst bei den nächsten Angehörigen nicht Halt macht. So hat er seinen Gottlieb auf dem Gewissen, und daß er ihn von Hagar befreit, geschieht gewiß zuletzt um des Sohnes willen, sondern deswegen, weil sie seiner Klugheit gespottet hat und er ihr den Meister zeigen will, auch wohl aus berechtigtem Bauernstolz, den Schandfleck seines Hauses zu tilgen.

Während Mabel sich noch entwickeln soll, indes Gutes verspricht, weil der Liberi sein ganzes Herz ihr geschenkt hat, dürfen wir Anna-Marias ganze Entwickelung von der erblühenden Jungfrau an bis zum reifen Weib hin schauen und erleben und den Eindruck mit hinwegnehmen, daß Ernst Zahn seine Werke um eine köstliche Frauengestalt mehr bereichert hat. In Hagar Frech hat sich das Böse bis zur letzten Ausprägung entfaltet. Daß er sie vor uns werden läßt, ihre guten und schlechten Seiten deutet und sie schließlich den Weg der Sünde gehen sieht, ist ebenso meisterlich durchgeführt wie sittlich gewertet. Auf unser Mitgefühl hat sie nur zum geringen Teil Anspruch.

„Uraltes Lied!" ist das Buch der Männer, die durch ihre Frauen besser oder schlechter geworden sind, und daß sogar eine böse Frau freilich wider ihren Willen eine klärende, ja adelnde Wirkung haben kann, das hat uns der Liberi in ganz einzigartiger Weise vor die Seele geführt. Dem A Pro hat eine Frauengestalt, die ihm nicht angehört, den Tod gebracht, und das ist ein Grund, warum die Geschichte eigentlich nicht in das Buch hineingehört. Dem Gerngroß ist durch Frauenliebe Erlösung geworden, König Richmut in „Trewula" trotz treuester Frauentreue verloren gegangen, und Gottlieb Infanger hat verräterische Frauenliebe, die der Vater mit seinem Tode bezahlt, gekostet und ihr sein Jugendglück zum Opfer bringen müssen, so daß reinigende edle Frauenhände nötig werden, um die Schatten

zu bannen und ein zerstörtes Leben neu aufzubauen, und daß es gelingt, dafür bürgt reine Weiblichkeit, deren Bemühungen um die Rettung eines Mannes noch nie vergebens gewesen sind.

Die Novellensammlung erhält ihre Prägung durch den „Liberi", dessen Frömmigkeit auch die anderen Geschichten mehr oder weniger vergoldet. Solch wahres Christentum ist keineswegs weltabgewandt und freudlos, im Gegenteil weltfreudig und froh. Und wenn trotzdem die Stimmung wenig hell und ziemlich herb gehalten ist, so wurzelt sie fast ausschließlich in Thereses Launen und Leiden, die den Ernst nur zu erklärlich machen. Auch in der „Rechnung des Josef Infanger" hat Heiterkeit keinen Platz, die als dem Wesen der Dichtung widersprechend nur Mißfallen und Mißdeutung zulassen müßte. Dagegen hat „Der Gerngroß" um so mehr Sonne empfangen und darf sich dieser stillen Sonnenschöne freuen. „Uraltes Lied!" mit der Grundstimmung tiefen Ernstes ist echt durch und durch.

Und wenn wir auf den „Liberi" noch einmal zurückkommen, so wollen wir nur unserer dankbaren Freude über seine Gestaltung Ausdruck geben und noch einmal hervorheben, wie wir in ihm eine der reifsten Gaben der Kunst eines Ernst Zahn besitzen, deren ragende Bedeutung außer allem Zweifel steht. Und daß diese Novelle dem Schöpfer Gelegenheit gegeben hat, in ziemlich unverhüllter Weise die eigene Frömmigkeit dichterisch zu verklären und zu deuten, können wir nicht hoch genug werten. Noch nie ist das in solcher Weise vorher geschehen, noch nie die Bibel in seinen Schöpfungen eine Erklärung dafür geworden, warum z. B. Arnold Liberius, der Gemeindeschreiber in Burgweil, ungebeugt und mannhaft und ohne Fehltritt und Makel seinen Erdenweg hat schreiten dürfen. „Der Liberi" ist ein Vermächtnis und Erlebnis, und was er mir sonderlich geschenkt hat, darüber wollen wir in der Würdigung des Dichters am Ende des Buches noch besonders handeln.

Im Kriegsjahr 1916 ist von Ernst Zahn eine Kriegsgabe in Form einer Sammlung von Erzählungen und Versen unter

der Überschrift erschienen: „Einmal muß wieder Friede werden!“[1])

Vier Erzählungen vereinigt der Band, und sie werden vielleicht einmal einer größeren Sammlung einverleibt werden, wie sie es verdienen. Vom Krieg handeln sie alle, vom Weltkrieg, der allerdings nur hineinspielt, die drei letzten, während die erste die Franzosenzeit darstellt, die Ernst Zahn schon mehrfach gestaltet hat.

Die erste Erzählung steht künstlerisch am höchsten und erzielt eine starke Wirkung. Auch „Kameraden“ sind wertvoll und bieten in dem kindlich reinen Zusammenwachsen der jungen Menschenkinder einen köstlichen Ausblick. Die letzte Geschichte, nicht minder gut geschrieben, kündet, wie einer einfachen Frau reinste Herzensbildung eignet. Geradezu erschütternd wirkt „Adolf“, wie Kindergeschichten überhaupt auf mich persönlich immer den nachhaltigsten Eindruck auszuüben vermögen. Und es ist meine besondere Ansicht, daß nur wahrhaft reife Künstler ohne jede Gefühlsseligkeit von Kindern zu zeugen wissen. Ich berufe mich dabei nur auf Wildenbruchs „Kindertränen“ und „Edles Blut“ und Schmitthenners „Der Ad'm“. „Adolf“ muß notwendig in einer Ausgabe für die Jugend erscheinen. Sie wird deren edelste Perle sein, wie in den „Erzählungen aus den Bergen“ die Krone: „Wie Sepp und Pepp den Himmel finden!“ bildet.

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 16.—17. Tausend. In Pappband ℳ 2.—.

# IV. Dichtungen

„Tönen — dieses ewige Sterben — der Mondschein in des Lebens Dunkel!"
Jean Paul.

Zuerst trat Ernst Zahn mit der Sammung: „In den Wind!"[1]) hervor, die Liebesreime, Bilder, Lieder eines Alten, Aus Haus und Welt, Widmungen und Vermischtes enthält. Zu ganz eigenen Tönen kommt er nirgends, da er zu tief in Muhme Minas Poesiealbum geschaut hat und ganz im Banne der Freiligrath, Geibel und Heine steht. Für die strenge Selbstzucht, die der Dichter übt, ist es bezeichnend, daß „In den Wind!" in einer neuen Auflage nicht wieder erscheinen wird.

Die ganze Fortentwickelung spiegelt sich in den 1910 herausgegebenen „Gedichten"[2]) wider. Schön und klar und rein sind sie alle, die unter der Überschrift „Liebe!" vereinigt sind, mögen sie nun wie „Im Traum!" zu einer Sammlung tiefempfundener, köstlich traumhafter Liebesgedichte vereinigt sein, in „Aveläuten", „Nur des Jahres einmal!" und „Verborgenem Leid" vergangenen Tagen nachsinnen oder in „Daß du mich liebst!", „Die Welt ist wolkenfinster!", „Ballpause" oder in „Meiner Seele" das große, stille, volle Glück eines sich geliebt wissenden Herzens in vor Dank überquellenden Versen künden.

„In Haus und Heim" spricht der gemütvolle, glücksfrohe Vater, Gatte und Sohn. Wenn er in „Sonntagabend" in ganz einziger Weise das Leid an sich vorüberziehen läßt und innerlich alles mitempfindet, so weiß er sich nachher um so sicherer geborgen;

---

[1]) Verlag von H. Keller, Luzern. 2., stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1896. 1. Auflage 1894.

[2]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. 1.—5. Tausend. M 3.—, gebunden M 4.—.

sein Grüblersinn entschwindet, weil seine Kinder kommen. Den ganzen Frohsinn löst der Anblick seiner Kinder aus. Ja, er wird geradezu schalkhaft in „Jedem Morgen", „König", „Meiner Kleinen" und „Dem Mond". Da haben wir den ganzen Ernst Zahn wie in „Der Mutter", dem tiefsten Ausdruck seiner Verehrung als Sohn.

Von „Sehnsucht und Frieden" zeugt im dritten Kreis der Dichter, in dem wohl die Sehnsucht brennt, der sie aber nie deuten wird, bei dem die Sorgen zu Gaste gewesen sind, und der glücksfrohe und Regentage kennt. Er weiß, wie die Hoffnungen seiner Jugend zunichte geworden sind, wie die Kindheit als schöner Traum weit hinter ihm liegt, und erbittet sich doch nicht nur Glück, sondern auch ein gut Stück Leid, damit er, der durch die Nacht gewandert ist, andere zu Geduld und Tageshelle führen mag. Bezeichnend ist „Ich will!", das als dichterisches Glaubensbekenntnis anmutet, und dem das Wort als Unterschrift für sein Bild entnommen ward.

Mit welch warmer Liebe der Dichter Heimat und Vaterland umfängt, kündet jede Verszeile in „Vaterland", weswegen er auch „Zu Schillers Gedächtnis" ein Lied tiefster Dankbarkeit singt, das „Schweizergebet" gestaltet und in der „Not" seines heimischen Bodens zu gedenken nicht unterlassen kann.

In „Natur" gelingen Ernst Zahn tiefe, schöne Gestaltungen, die wie „Straße" oder „Glocken" die ganze Sehnsucht nach oben künden, reine Naturstimmung widerspiegeln, die köstliche Einsamkeit der Gebirgler malen und im Wandel der Wolken die heranziehenden Sorgen zeichnen oder das Leben mit einem Sturmwind vergleichen.

In „Balladen und Ähnlichem" versucht Ernst Zahn Züge aus dem Leben der Landsknechte, Sagen, schlichte Begebenheiten, den Tod in mancherlei Gestalt und vielerlei Verkettung und endlich Jugenderinnerungen, die wieder mehr persönlich gefärbt sind, zu gestalten. „Die Brücke" und „Prinz Hartmut" sonderlich wie auch „Die Heimkehr der Eidgenossen" sind als

Kunstwerke nicht gering zu werten und fast völlig reife Kunst in ihrer knappen Geschlossenheit des Baus und in der Einheit der Stimmung. Daß mehr berichtet als gestaltet wird, der dramatische Zug ihnen mehr oder weniger abgeht, ist nicht zu leugnen und läßt sie der letzten, höchsten Weihe entraten. Sehr hübsch ist „Liebesschmiede“ gedeutet.

Alles in allem sind die „Gedichte“ eine liebenswürdige und liebenswerte Gabe, die nach Inhalt und Form einen großen Fortschritt gegenüber der ersten Sammlung darstellt, liebenswert besonders dort, wo der Dichter „Liebe“ und „Haus und Heim“ gestaltet oder „Vaterland“ und „Natur“ preist; indes auch in „Sehnsucht und Frieden“ gelingen ihm einige Gestaltungen, die reiner Kunst ziemlich nahekommen. Auf dem Gebiete der Balladen dürfen wir für die Zukunft das Beste erhoffen. Die Epik entspricht Ernst Zahns Wesen wohl am meisten.

Auf epischem Gebiet liegt auch „Der Jodelbub und anderes“[1]), der 1902 erschienen ist. In dem „Jodelbub“ hat der Dichter zwei Sagen miteinander verschmolzen, ist uns aber trotz des echt poetischen Grundgedankens die Lösung schuldig geblieben. In „Veronika“, der Vorläuferin der Hofer-Vroni und der Clari-Marie, zeichnet er in der Dorfschmiedin eine Ärztin, deren Kunst vollständig im Dienst der Frömmigkeit aufgeht. So versagt sie häufig und gibt dem Arzt Erni Gelegenheit, auch ihre Tochter Josepha zu retten und für sich zu gewinnen. Sie erklärt sich für überwunden und scheidet freiwillig aus dem Leben. Darin beruht die ganze Schwäche der Dichtung, da Veronikas Ausgang völlig unbegründet erscheint. Im übrigen ist „Veronika“ nicht ohne Schönheit, namentlich in der Zeichnung der Heldin, der ein Zug ins Große nicht fehlt.

Auf dramatischem Gebiet bedeuten das Weihnachtsspiel „Glück und Glas“ in der Sammlung: „In den Wind!“ und „Der

---

[1]) Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. 4. Tausend. Gebunden ℳ 2.40.

Arzt“ in dem „Jodelbub und anderes“ nicht viel, jedenfalls nicht für die Bühne. Ganz anders steht es mit „Sabine Rennerin“[1]), einem Schauspiel aus dem Jahre 1899. Hier versucht Ernst Zahn den Befreiungskampf der Ursener um 1313 zu gestalten. Sabine, die in der Jugend den Bergen entflohen ist, die sie wie Kerkermauern anmuteten, hat ein sehr bewegtes, schuldbeladenes Leben hinter sich. Nun vergräbt sie sich mit ihrer Enkelin im Heimatdorf, wo man sie anfangs wie Pest und Aussatz meidet. Und es läßt die Liebe zum Heimatboden sie endlich im Volk Wurzel fassen, so daß sie der Mittelpunkt einer Verschwörung und ihre Hütte ein zweites Rütli wird. Und sie sieht die Saat reifen, darf die Heimat im Glanz der neu errungenen Freiheit grüßen, da der Kampf gegen den Vogt Heinrich von Hospenthal und den Abt von Dissentis sich zugunsten der Schweizer entschieden hat, und stirbt. Wie Heimat- und Vaterlandsliebe zu entsühnen und zu reinigen vermag von alter, schwerer Schuld, das ist der sittliche Grundgedanke des Schauspiels.

Ernst Zahn hat in der „Sabine Rennerin“ etwas Großes und Schönes geschaffen, nur in zu starker Abhängigkeit von Schiller, und deshalb wird man des Schauspiels nirgends recht froh, sondern schaut stets auf das Vorbild, den „Wilhelm Tell“, dessen Einfluß man bis auf das Versmaß hin spüren kann, ganz abgesehen von den gleichen Lagen, Begründungen und Gestalten. Selbst Ulrich Rudenz hat er sich als Jost von Hospenthal nicht entgehen lassen, und Sabine scheidet aus der Welt wie Johanna d’Arc in der „Jungfrau von Orleans“. Das ist sehr bedauerlich, da sich bei Ernst Zahn Prägungen finden, die ganz groß sind, indes auch wieder als Abhängigkeit von Schiller gedeutet werden dürfen, der ja solche schönen Stellen liebte.

Wir würden von dem Dramatiker mit dem Ausdruck des Bedauerns scheiden müssen, daß er sich auf dem dramatischen

---

[1]) Verlag von Huber & Co., Frauenfeld. Gebunden ℳ 3.—.

Gebiet noch nicht als Eigener gegeben hat, wenn nicht „Josepha“[1]), 1908 erschienen, uns in Aussicht stellte, daß Ernst Zahn doch noch einmal eigene Wege beschreiten wird. Das Drama, das uns hier nicht weiter beschäftigen soll, da es als Buch nicht vorliegt, behandelt den gleichen Vorwurf wie „Erni Behaim“ und hat so entschieden mit der Vergangenheit gebrochen, daß wir den Dichter hoffentlich bald auch nach der anderen Seite hin würdigen dürfen.

---

[1]) Buchdruckerei H. Keller, Luzern. Als Handschrift gedruckt.

## V. Bedeutung als Dichter

„Was für die Zeit erzogen wird, wird schlechter als die Zeit." Jean Paul.

Um ein abschließendes Urteil über Ernst Zahns Werke kann es sich an diesem Orte um so weniger handeln, weil er noch auf der Höhe rüstigsten Schaffens steht, wie uns sein neuester Roman „Die Liebe des Severin Imboden" wieder einmal hat überzeugen dürfen. Nichtsdestoweniger war es an der Zeit, sich im Zusammenhang zu vergegenwärtigen, was er bisher an Werten gestaltet hat, worin ihre Bedeutung besteht, zumal die Zahl seiner Schöpfungen nicht mehr ganz klein ist. Ein Mann, der mit solchem Ernst schafft und sich der Aufgabe eines Volkserziehers nur zu klar bewußt ist, bedarf um so mehr der Würdigung, weil es bisher immer nur im kleineren oder größeren Rahmen einer Zeitschrift geschah, die nicht allen zugänglich ist, und weil solche Veröffentlichungen zeitlich auch schon so weit zurückliegen, daß eine Reihe seiner besten Dichtungen keine Berücksichtigung hat finden können. Das nun im Zusammenhang nachzuholen, ist im wesentlichen unsere Aufgabe.

Während viele Volksschriftsteller uns persönlich nahetreten, wie z. B. J. C. Heer in „Joggeli", Johannes Dose in dem „Muttersohn", Hermann Anders Krüger in „Gottfried Kämpfer", Hanns von Zobeltitz zum Teil in „Sieg" und „Auf märkischer Erde" oder Gottfried Keller in „Der grüne Heinrich", hat Ernst Zahn seine Selbstbeichte nur bedingt abgelegt, sein Leben selbst nicht gestaltet. Und doch darf man sagen, daß ein Schriftsteller selten so mit seinem Werk verwachsen ist wie er, daß er in keiner Zeile sich verleugnet und sozusagen hinter jeder Gestalt herausschaut. Alle seine Werke sind persönlich erlebt und tragen

Spuren seines eigenen Selbst an sich. So darf man einerseits ruhig behaupten, daß viele seiner Gestalten eigene Züge von ihm tragen und daß Erlebnisse seines Lebens gestaltet sind. Daß man das nur herauszulesen vermag! Denn Ernst Zahn teilt mit vielen die Scheu, sich in sein innerstes Herz hineinschauen zu lassen, die Schwingen der eigenen Seele zu offenbaren, und vielleicht hat er es aus dem Grunde unterlassen, sich selbst zum Helden einer Dichtung zu machen. Trotzdem bekennt er sich andererseits zu seinen Schöpfungen und ihren Gestalten, bringt sie uns durch die warme Anteilnahme seines Dichterherzens ganz nahe und stellt in ihnen seine Gedanken dar, die zu gestalten ihn seine Kunst treibt. Mag er nun die Liebe in ihren verschiedenen Erscheinungen an seinen Personen zeichnen, die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkung kundtun, sittliches Heldentum, ernste Frömmigkeit oder scheinheilige Frömmelei beurteilen, glühende Heimat- und Vaterlandsliebe begeistert preisen oder die Vorzüge der verschiedenen Stände und Lebenskreise gegeneinander abwägen, überall spüren wir seine besondere Auffassung, seine Offenbarung und greifen nicht fehl, wenn wir von seinen Werken als von Selbstbekenntnissen reden. Und eben weil sein eigenes Leben ziemlich friedlich und ohne viel innerliche Kämpfe verlaufen ist, weil es Konflikte wie das anderer nicht kennt, treten auch mehr allgemein menschliche in den Vordergrund und berauben die Werke in diesem Sinne der besonderen Eigenart, die für Hermann Anders Krügers Schaffen so charakteristisch ist in dem Zusammenstoß zwischen Vater und Sohn.

Daß eine innere Beziehung obwaltet zwischen dem Dichter und seinen Werken, beweist klar die allmähliche Fortentwickelung, die in der größeren geistigen Reife des Schöpfers ihren Grund hat. Je mehr Ernst Zahns innerliche Klarheit sich steigern konnte, desto mehr gewann auch seine Darstellung an Tiefe und Lebenswahrheit. Dafür haben wir sein Selbstzeugnis, in dem er ausführt, wie es ihm anfangs nur um die Darstellung der Natur zu tun gewesen sei, in die er Menschen von gleicher Größe hinein-

zustellen versuchte, wie dann aber der Mensch ganz allein ihn gefesselt habe und die Natur nur dem Ganzen dienstbar geworden wäre. Wir hätten seiner Äußerung indes nicht einmal bedurft, da wir selbst auf Grund eines Vergleiches zu dem gleichen Ergebnis zu gelangen vermögen.

Es ist eine gewaltige Aufwärtsentwickelung, die von „Kämpfen" bis zu „Lukas Hochstraßers Haus", den „Frauen von Tannò" und der „Liebe des Severin Imboden" hinaufreicht, sei es, daß die Schöpfungen inhaltlich oder nach der Seite der Form an Geschlossenheit, Einheitlichkeit, Begründung, dramatischem Bau oder Personengestaltung gewonnen haben. Und dieser Aufstieg geschieht stufenweise und vollzieht sich verschieden schnell. Von den „Kämpfen" bis „Erni Behaim" genügten fünf Jahre, innerhalb deren Ernst Zahn rastlos an sich gearbeitet hatte, um ein Werk von großer künstlerischer Schönheit entstehen zu lassen. Bis zu den „Herrgottsfäden" sind es nur drei Jahre, die abermals dazu gedient haben, eine weitere künstlerische Reife herbeizuführen. In „Lukas Hochstraßers Haus" ist der Dichter auf eine Höhe seiner Künstlerschaft gelangt, über die hinauszudringen ihm in späteren Werken nicht hat gelingen wollen. Ja, wir haben feststellen können, daß in zwei Fällen jedesmal ein gewisser Rückschritt eingetreten ist. So stellt die Reihe seiner Romane nicht einen lückenlosen Fortschritt dar, sondern eine Wellenlinie, deren Täler „Einsamkeit" und „Der Apotheker von Klein-Weltwil" und deren Berge „Die Frauen von Tannò" und „Die Liebe des Severin Imboden" bezeichnen.

Was von den Romanen gilt, bezieht sich auch auf seine Novellen. Von der Sammlung „Bergvolk", die noch ziemlich unausgeglichen und lebensarm erscheint, geht es über „Neue Bergnovellen" und „Menschen" in „Schattenhalb" und „Firnwind" zu ragenden Höhen, denen eine größere Tiefe in „Die da kommen und gehen!" und „Was das Leben zerbricht!" folgt, aus der es dann in „Uraltes Lied!" wieder steil emporsteigt. Ist auch die Wellenlinie in beiden Fällen nicht völlig gleich, so ist

doch das beiden Reihen gemeinsam, daß ein gewisses Nachlassen der künstlerischen Reife zu gleicher Zeit stattgefunden hat. Auf die Novellensammlung von 1908 folgt „Einsamkeit“ 1909 und auf die von 1912 „Der Apotheker von Klein-Weltwil“ 1913. Besteht demnach auch zwischen Romanen und Novellen, rein künstlerisch betrachtet, die innigste Beziehung da, wo ein gewisser Rückschritt nicht zu leugnen ist, so nicht minder hier, wo die psychologische Vertiefung in den Novellen den Romanen zugute kommt und umgekehrt. Und wenn uns nicht Ernst Zahns ernstes Künstlertum die Gewähr dafür gäbe, daß eine gewisse Verflachung nicht äußere, sondern mehr innere Gründe hätte, wie er dem auch Ausdruck in dem schönen Wort unter seinem Bilde gegeben hat, so müßte man fast fürchten, daß seine Erfolge ihm nicht ein Segen gewesen seien und ihn in die Bahn eines Unterhaltungsschriftstellers hätten einlenken lassen. Doch glücklicherweise beweisen „Uraltes Lied!“ und „Die Liebe des Severin Imboden“ neben dem Ausdruck seines Willens das gerade Gegenteil, und so dürfen wir hoffen, daß er über die einmal erreichte künstlerische Reife noch hinausgelangen und Werke zu gestalten berufen sein wird, die nicht nur für die Zeit Bedeutung haben, sondern ihm zur Seite unserer Großen einen ehrenvollen Platz einräumen werden.

Auch in den Gedichten ist deutlich eine Fortentwickelung zu spüren. War Ernst Zahn in der Sammlung, die er bezeichnend „In den Wind!“ genannt hat, noch völlig unselbständig und nach eigenem Geständnis im Banne der Heine, Freiligrath, Geibel, so atmen seine „Gedichte“, die sechzehn Jahre später erschienen, doch schon eine gewisse Eigenart, wenn der Dichter auch noch weit davon entfernt ist, als reiner Lyriker gewertet zu werden. Daran hindert ihn noch immer die rein persönliche sowohl als auch die reflektierende Art, von der er sich nicht freimachen kann, wenn auch schon in bedeutend minderem Grade. Wie sehr er indes Selbstkritik an sich übt, beweist der Umstand, daß die 1896 in zweiter Auflage erschienene Sammlung „In

den Wind!“ nicht wieder aufgelegt werden soll, die durchaus nicht ohne Reize sich gibt, und der als Begleiterscheinung zu seinen Erzählungen ein gewisser Wert nicht abzusprechen ist. Während „Der Jodelbub und anderes“ nicht sonderlich hervorragt, die Schönheiten hin und wieder nur die Form durchbrechen, hat Ernst Zahn in den Balladen unter den „Gedichten“ manch wertvolles Gut geschaffen, wenn auch der dramatische Aufbau noch zu wünschen übrig läßt. Dagegen entsprechen die Widmungen zu seinen Werken ganz ihrem Zweck und bieten nach Inhalt und Form ziemlich abgeklärte Kunst, was indes nicht ausschließt, daß ein Versfuß zuweilen etwas gewaltsam behandelt wird.

Auf dramatischem Gebiet haben wir „Glück und Glas“ in der Sammlung „In den Wind!“ und den „Arzt“ in dem „Jodelbub und anderes“, die beide für die Bühne nicht berechnet sind. In der „Sabine Rennerin“, die 1899 veröffentlicht, also zeitlich nach „Glück und Glas“, indes vor dem „Arzt“ erschienen ist, hat Ernst Zahn sich so eng nach Inhalt und Form bis in Einzelheiten hinein an Schiller angeschlossen, daß man immer unter dem Eindruck von „Wilhelm Tell“ steht und daher nicht ganz ungetrübt und unbeeinflußt das Drama auf sich wirken läßt, das gewiß nicht der Schönheiten entbehrt und als Verheißung gelten kann. Und als eine erste Einlösung ist „Josepha“, 1908 herausgegeben, zu betrachten, in der Ernst Zahn die gleiche Frage wie in „Erni Behaim“ behandelt. Hier ist ein entschiedener Fortschritt festzustellen; da indes das Drama im Buchhandel nicht erschienen, vielmehr nur als Handschrift gedruckt worden ist, braucht es uns nicht weiter zu beschäftigen.

Und nun kommen wir zu einem der wichtigsten Teile unserer ganzen Betrachtung, indem wir uns dem reichen Inhalt seiner Werke zuwenden und uns ihren Gedankengang vergegenwärtigen.

Weil Ernst Zahn Volkserzieher im höchsten Sinne ist, stelle ich mit Absicht die religiös-sittliche Seite seiner Werke in den Vordergrund. Sie handeln häufig von der Frömmigkeit in

aller Schlichtheit und Wahrheit mit heimlicher Freude, wie sie es nicht unterlassen, alle Scheinheiligkeit und Frömmelei, jedes Pharisäertum und jede Lieblosigkeit scharf zu geißeln und zu brandmarken. Allen Geschichten voran mag „Der Liberi" genannt werden, in dem der Held trotz seiner Milde, die fast wie Schwäche seiner Frau gegenüber erscheint, als ganzer Mann dasteht und seine beste Kraft in der Bibel findet. Und er hat es nötig, daß er sich wappnet, da die Versuchung in Mabel ihm immer zur Seite geht. Wie sehr er mißtrauisch gegen seine eigene Kraft ist, sagt seine Äußerung, daß kein Mensch für sich einstehen könne. Dieser kindlich fromme Katholik findet in seinem Gespräch mit dem Pfarrer Sigbert eine Prägung, die mir in ähnlichem Sinn nur noch bei Fritz Reuter in „Ut mine Stromtid" und bei Wilhelm Fischer-Graz in „Die Freude am Licht" begegnet ist, eine Prägung, die ich persönlich für den reinsten und tiefsten Ausdruck echter Religiosität und für den köstlichsten Schatz der gesamten Werke Ernst Zahns halte.

„Ihr sollt einmal wissen, Herr Pater, wie ich mir meinen Herrgott vorstelle. Dann aber laßt mich zufrieden und auf meinen eigenen Wegen. Es muß etwas Übergewaltiges geben, etwas außer unserem Erfassen Stehendes, nach dessen Gesetzen alles Menschengeschick sich erfüllt, und das zugleich fern und groß über den Welten und doch klein und still in uns selber ist. Weil ich aber fühle, daß es zuzeiten in mir selber wohnt und mit mir selber Zwiesprach führen will, so ist es mir zu heilig, als daß ich von dem, was wir heimlich und in großem Ernste miteinander zu reden haben, einem Dritten, und wäret auch Ihr das, oder gar der neugierigen und lästersüchtigen Welt etwas zu erlauschen gäbe.[1]) Mein Gott, wenn Ihr das ungreifbare, wunderhafte Wesen so nennen wollt, gehört in die Stille. Darum liebe ich es nicht, wenn man in der Messe seinen Namen aus-

[1]) Von mir im Sperrdruck wiedergegeben.

läutet, und brauche keine Heiligen, die mich in schönen Gewändern und mit einem goldenen Schein um den Kopf zu ihm führen. Auch Eurer, Herr Pater, und Eurer Lobpreisungen eines göttlichen Hofstaates könnte ich gar wohl entraten, wenn Ihr nicht ein so aufrechter, kerngesunder, tagheiterer Mensch wäret, den ich gern höre, wenn er den Leuten ins Gewissen redet, und der mir mit seiner starken Stimme und seinem vernünftigen und menschenfreundlichen Wort allsonntäglich in der Kirche eine Augen- und Ohrenweide ist." (S. 20/21.)

Dabei ist natürlich der Nachdruck darauf zu legen, daß es uns zu heilig sein muß, andere zugegen sein zu lassen, wenn wir mit unserem Herrgott das Letzte und Höchste zu sprechen haben, wie Fritz Reuter das ausdrückt, wenn er von einem eifersüchtigen Gott redet, der nicht will, daß sich zwischen ihn und die Menschenseele eine andere drängt. Wer eine solche Seelenscheu besitzt, ist in Wahrheit ein frommer Mensch, und in ihr verkörpert sich das Wesen unseres Protestantismus, der keinen Mittler außer Jesus Christus kennt. Und diese Frömmigkeit, die Liberius Arnold lebt, der die Clari-Marie nachstrebt, ohne doch sich dessen bewußt geworden zu sein, daß Liebe die Quelle aller Religiosität ist, diese Frömmigkeit, die er nährt an deren Brunnstube, der Bibel, in allabendlich weihevoller Stunde, hat den „Liberi" wundervoll verklärt, so daß er als Meisternovelle vielleicht die erste Stelle unter all den anderen einnimmt. Und das ist das Große und Echte an ihm, daß der Liberi kaum je Gottes Namen im Munde führt oder erbauliche Gespräche vom Zaun bricht, wie er aber der Mann wird, der zu trösten versteht, wenn die Not ein armes Menschenkind zu erdrücken droht. Wie sanft und linde er zu verfahren und zu trösten weiß, hören wir, als er Mabel den selbstgewählten Tod ihres Vaters kündet. Darin ähnelt er der Verena Stadler, einer Lieblingsgestalt des Dichters mit vollem Recht, die ihre Frömmigkeit lebt und in unzähligen Fällen beweist. Und die Base Waser mit ihrer streitbaren Frömmigkeit darf nicht vergessen werden in diesem Zusammenhang.

Auch sonst zeichnet Ernst Zahn echte Frömmigkeit, so in dem Pfarrer Joseph Steiner in „Albin Indergand", Pater Martinus in „Erni Behaim", Pfarrer Jon Flury in den „Frauen von Tannò", besonders rührend aber in Columban Nager in „Herrgottsfäden", der trotz seiner Blindheit seine Bibel zu lesen vermag. Die Reihe ließe sich leicht vermehren. Wie hat er dagegen die Furrer-Eheleute in der „Clari-Marie" in ihrer ganzen Verkommenheit, die Betschwestern in „Lentin", das erbärmliche Brüderpaar in „Erni Behaim", das wie der Sigrist in „Einsamkeit" fast zur komischen Gestalt wird, beurteilt! Auch die Regine in „Menschen", die durch die klösterliche Erziehung weltfremd geworden ist, gehört in diese Reihe wegen ihrer völligen Lieblosigkeit und der Angst, durch Berührung mit schlechten Menschen unrein zu werden. Bei der Zeichnung solcher Gestalten wird der Dichter hart und herbe und trifft sie am schärfsten durch die Gegenüberstellung mit wahren Christen. Wie erbärmlich hohl und leer stehen sie dann da, die doch den Leuten Sand in die Augen zu streuen wußten und von dem Pfarrer wohl wegen ihrer Frömmigkeit gepriesen worden waren! Am schärfsten hat Ernst Zahn diese Scheinheiligen gegeißelt in der Skizze: „Wie es in Brenzikon menschelte". Da hagelt es in heiliger Entrüstung auf sie herab.

Sind Ernst Zahns Schöpfungen wurzelecht in ihrer Frömmigkeit, so verkörpern sie folgerichtig eine Sittlichkeit, die jeder Beurteilung standhält, ja, er stellt geradezu sittliche Kraft als Verkörperung echter Menschengröße dar. Und da ist es sonderlich erbaulich zu lesen, wie er das Verhältnis zwischen Eltern, Kindern und Dienstboten gestaltet und das vierte Gebot in Leben umsetzt. Als schönstes Beispiel leuchtet uns Erni Behaim in seinem Verhältnis zur Mutter entgegen. Sie, die er über alles liebt, die sein größter Schatz ist, und ohne die er sich sein Leben nicht denken mag, gerade sie befreit er von ihrem Leiden, indem er ihr den Gifttrank reicht und dafür Höllenqualen in der Brust eintauscht. „Erni Behaim" wird zu einer einzigen Gestaltung

des vierten Gebots, die schöner und tiefer kaum je geschrieben worden ist. Auch Leni in ihrer Liebe zu Vater und Geschwistern ist von unsagbarem Liebreiz wie „Das Muttergöttesli“ und Mina in „Jähzorn“ den verkommenen Vätern gegenüber. Und „Der Lehrer von Oberwald“ kann um seines Rudi willen eine sichere Heimstätte aufgeben, der ungeschlachte Schmied Stephan Fausch seinem Kain-Franz den Platz räumen, Columban Nager seinem grundschlechten Sohn nichts Böses zutrauen, Ludwig Heß' Mutter ihre Abneigung gegen die Schwiegertochter in tiefster Brust begraben und Lukas Hochstraßer seinen gescheiterten Söhnen gegenüber Milde walten lassen. „Die Geschwister“ wirken in ihrer Liebe vorbildlich wie Vinzenz Püntiner in seinem Verhalten gegen Mutter und Geschwister, und der Lochgadentöni tötet sich für Frau und Kinder. Ein Lentin Theiler läßt um seines Vaters willen auf dem Hofe des Nachbars Hagen alles über sich ergehen, und der arme Friedlieb befreit seine Meisterin von der Nebenbuhlerin und geht in den Tod, wie Agathe Gamma in Treuen allezeit bei dem Pfarrer Joseph Steiner verharrt.

Dagegen macht der Präses Felix Furrer seine Tochter Rosa infolge seines Starrsinns und Protzentums unglücklich, wie die Clari-Marie ihre Nichte Severina und den Jaun auf dem Gewissen hat, der Bauer Blochinger seinen Sohn Christian aus dem Hause treibt und der Fabrikant Schuppiger sich seinem jüngeren Sohn entfremdet. Und so klingt es fort durch die Werke bis zu dem Severin Imboden, dessen Eigenwille dem Vater den Todesstoß versetzt, und der die Mutter schließlich zur Trennung treibt, seiner sittlichen Verfehlungen wegen, und bis zu Balbina Andermatt hin, die Mann und Enkelin gegen den eigenen Sohn verteidigt und ihn tötet. Ernst Zahn ist Realist auch in dem Sinn, daß er nichts beschönigt, sondern wirkliches Leben sprechen läßt!

Und der Erziehung zu sittlicher Kraft redet er das Wort und kündet in der Anwendung beherzigenswerte Lehren. So ist

„Lukas Hochstraßers Haus“ eine einzige angewendete Erziehungskunst. Wohl ist dem Vater seine Kunst mißlungen, der seine Kinder selbständig zu machen sucht, so daß er sie alle Schiffbruch leiden sieht und ihr Lebensschifflein neu zimmern muß; aber darum ist der Roman nicht minder wertvoll und wieder ein neuer Beweis für Ernst Zahns Erziehungsweisheit, die da weiß, daß an unserem Können oft so wenig liegt. Wie viele Winke liegen doch für den Erzieher darin! Auch Columban Nager muß trotz seiner eigenen Frömmigkeit seinen Lieni verloren gehen sehen. Was hätten Liebe und Strenge vielleicht aus ihm machen können! Den schönsten Erfolg hat Pfarrer Joseph Steiner mit seinem Albin Indergand erfahren. Und dabei hatten die Dörfler gesagt, daß an dem Jungen nichts mehr zu verderben sei. Und seine Erfahrung? Fast widerwillig ordnet sich ihm der Knabe unter, vermag indes nicht, einer so sonnenwarmen Güte und Liebe zu widerstehen. Wenn sein Pfleger auch nur einmal ungeduldig geworden wäre! Und darin beruht das ganze Geheimnis seines Erfolges. Weil der Pfarrer an das Wort geglaubt hat: „Es ist keiner aus so schlechtem Grunde, daß er nicht doch gedeihen kann!“ hat Albin Indergand gerettet werden können. Und für den Lehrer und Erzieher sonderlich ist der Roman „Die Frauen von Tannò“ geschrieben worden. Weil Daniel Pianta mit solchem Ernst und innerer Freudigkeit das große Werk der Entsagung angegriffen, hat es Frucht gebracht und sein Einfluß sich auf die Erwachsenen erstreckt, so daß er dem Dorf zum größten Segen hat werden können. Zeigt Ernst Zahn auf der einen Seite, daß fromme Eltern gute Kinder haben und böse Beispiele verheerend wirken, so läßt er doch auch viele den Trost erfahren, daß wir nicht allein dafür verantwortlich zu machen sind, wenn unsere Kinder nicht unsere Wege, sondern ihre eigenen wählen und verloren gehen, wie schlechte Eltern auch wohl gut geratene Kinder haben können, so daß wir manchmal wie vor Rätseln zu stehen meinen. In der Kindererziehung gipfelt seine Erziehungsweisheit zum größten Teil, doch auch darin, daß das Vorbild

ein ganzes Dorf zu gewinnen vermag, und damit lehrt Cille den Hofer-Gallus die Entsagung, weil sein Abfall das Dorf seines Führers berauben und es sittenlos machen würde. Von dem Werte und der Bedeutung des Vorbildes zu zeugen, wird Ernst Zahn nicht müde, und darin liegt nicht zuletzt die Aufgabe seiner Bücher. Gute und böse Menschen gestaltet er nicht so, daß dort nur Licht, hier nur Schatten ist, im Gegenteil, auch die Guten können Fehltritte tun und von der Höhe menschlicher Anerkennung hinabstürzen, während es anderen gelingt, sich durchzukämpfen und zu Ansehen zu kommen. So stellt er Menschen dar, die der Hilfe von außen her bedürfen, daher nie zu Persönlichkeiten heranreifen können, während andere ganz auf eigenen Füßen stehen und ganze Menschen werden und bleiben. Ernst Zahn ist im allgemeinen keineswegs der Ansicht, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Dafür sind Albin Indergand und Violanta Zureich leuchtende Beispiele. Und dabei steht das Mädchen ganz allein und ringt sich aus dem Schmutz heraus, während der Knabe einen treuen Helfer zur Seite hat. Lukas Hochstraßers Söhne sind unselbständig geblieben, müssen vom Vater geleitet werden und werden kaum je auf eigenen Füßen stehen können; dafür werden die Enkel um so selbständiger sein. So hat Huldreich Rot trotz allem nichts erreicht, weil er keine Persönlichkeit und nicht zum Helden geschaffen ist. Nein, es ist nicht notwendig, daß ein Mensch aus schlechter Umgebung verloren geht; allerdings ist die Gefahr größer als bei jedem andern, der sich von treuen Führern umgeben weiß und auf liebevolles Verständnis zu rechnen hat. Es war nicht nötig, daß Florian Bennet in „Grundwasser" verloren ging. Leni Zwyer stand mit liebevollem Zartsinn ihm zur Seite, und ihr Vater wollte ihm wohl. Trotzdem zog es ihn hinab in den Schmutz seiner Umgebung und hinein in den Jochsee, weil er sich nicht zu zügeln gewußt hatte und sein Leichtsinn ihn sein Lebensglück verscherzen ließ. Peter Meyer in „Menschen" hat nicht wie der Liberi warten können, während der Präses Johann Karl zum Brunnen in „Albin Inder-

gand“ trotz seines herrlichen Weibes im Sinnenrausch sich vergißt. Nein, sie haben nicht recht, die in Ernst Zahn nur den Pessimisten sehen; wäre er das, wie würde er einen Albin Indergand, eine Violanta, einen Christen Russi und andere haben schildern können. Weil er vielmehr der Optimist ist, geht trotz der Herbheit seiner Gestaltung ein so hoffnungsfreudiger Zug durch seine Werke, sind seine Gestalten von dem Streben brennend beseelt, sich durchzusetzen und der Welt Bewunderung abzunötigen. Seine aufrechten Menschen sind gestaltete sittliche Kraft, während die anderen innere Nacktheit darstellen.

Und damit komme ich auf den Brenn- und Quellpunkt seiner Darstellung, auf das sittliche Heldentum, das er verkörpert, eben jene sittliche Kraft, die im Heldentum gipfelt, und dem er in „Helden des Alltags“ ein so ragendes Denkmal gesetzt hat. Von Verena Stadler ganz abgesehen, der wir so häufig begegnet sind und deren stille Heldengröße wir schon oft haben bewundern können, kommen wir zum Troger-Jakob, den Ernst Zahn einfach den „Geiger“ nennt. Was haben wir mehr an ihm zu bewundern, seine innere Größe, die ihn der Kunst in die Arme zwingt, oder sein Heldentum, sich zwischen gleichgültigen Menschen aufrechtzuerhalten und sich treu zu bleiben? Der schlichte Mensch bleibt, was er ist, und da er die Menschen nicht zwingen kann, zieht er sich ganz in sich zurück und sucht die Einsamkeit. Daß der Dichter das Leni zu einer Heldin zu machen gewußt hat, ist nicht sein geringster künstlerischer Ruhm, der sich auch darin zeigt, daß er uns den Pater Longinus nahezubringen versteht mit seinen Kämpfen um irdische Liebe, die angesichts seines Todes Worte findet. Ganz groß zeichnet er Gerold und Juliane Zopp in der Treue als ihrem besonderen Heldentum und den Vinzenz Püntiner, dessen Schaffen ihn weit über das Durchschnittsmaß hinausrückt. Und der Huber-Dres, dessen Betätigung wohl infolge der dichterischen Darstellung ein wenig vom Philister an sich hat, ist doch ein ganz anderer Mensch als seine Dorfgenossen, die nur Spott für ihn haben. Und so macht Ernst Zahn selbst die Maria

in dem „Fest in Grünwinkel", das sonst wenig erfreuliche Züge bietet, noch zu einer Heldin und adelt mit ihr den Xander und die ganze Erzählung. Und Helden des Alltags sind sie alle, die da streben und ringen im Werktagskleide, Lukas Hochstraßer vor allem, der Liberi, der Guet, Marti Metter, Violanta, Lentin, Stina in dem „Muttergöttesli", Stephan Fausch, der Schmied, Balbina Andermatt, Marianne Denier, Urs Emmenegger, der Unglückssenn, Angelina Lombardi, Kordula Nägeli in „Stille Gewalten", selbst Ludwig Heß in „Keine Brücke", Anna Julia Balmott und nicht zuletzt der Sepp, der das Sterben zwingt. Überblickt man das Ganze, dann erst sieht man recht, was Ernst Zahn geschaffen hat und welcher Wert seiner Gestaltung innewohnt.

Und was lehrt ihr Heldentum? Es ist Selbstaufopferung, wie sie das Leni lebt und die Verena Stadler oder Vinzenz Püntiner, der sein eigenes Glück darüber begräbt. Und von wunderbarer Wirkung erscheint sie bei der Clari-Marie, die den Sterbenden selbst noch den Tod leicht zu machen weiß. Selbstaufopferung ist das Leben der Anna Julia Balmott in „Die Frauen von Tannò". Ihre eigene Liebe erstickt sie, und ihre Wünsche muß sie zu Grabe tragen. Was bleibt ihr vom Leben? Trotzdem fühlt sie sich getröstet in dem Gedanken, nicht vergeblich gearbeitet zu haben, zum Segen des Dorfes geworden zu sein. Und der stille Regli-Lienhard in „Die Schießnarren" wächst über sich hinaus und wagt es, trotz wütenden Widerstandes das Fieber der Schießnarren zu dämpfen, ohne zu bedenken, daß es um sein schwach glimmendes Lebenslichtlein geht. Und Kordula Nägeli zehrt sich auf in dem Gedanken, überall im Wege zu stehen, und verschwindet ebenso still, wie sie gekommen ist. Daß Violanta Renner in dem „Schatten" aus dem Leben scheidet, ohne daß ihre Angehörigen den Zusammenhang ahnen, ist ebenso groß wie ihr ganzes Leben, das nur der Aufgabe gedient hat, mit der Vergangenheit zu brechen und einen Schritt zu sühnen, über dessen Bedeutung sie sich nicht

einmal klar gewesen ist, ja, der sie nachträglich erst sehend gemacht hat.

Und solches Heldentum ist Liebe wie bei Angelina Lombardi, die den unglücklichen Moses Aschwanden retten will und ihm schließlich aus reiner Barmherzigkeit den Tod geben muß, wie bei Leni Zwyer, die Florian Bennet für ein Leben voll treuer Arbeit und gehaltener Sittlichkeit zurückzugewinnen sucht. Und was will Tilde Berghofer anders als den Büßer, den Steiner-Lori, von seinen krankhaften Vorstellungen befreien und ihn dem Leben wiedergeben! Und Trud Zumbrunn kann es nicht ertragen, Erni Behaim in nutzlosen Quälereien befangen zu sehen, und erlöst ihn und macht ihn glücklich. Solche echte Liebe lehrt Cille den Hofer-Gallus, und doch ist sie Entsagung, wie auch Anna Julia Balmott Daniel Pianta gehen heißt um der höheren Aufgabe willen, und das darf nicht als geringere Liebe gewertet werden. Daß Severin Imboden die Giovannina nicht haben soll, tötet den Vater und treibt ihn selbst auf die abschüssige Bahn, wie Christen Russi den Präses und das ganze Dorf Fruttnellen bekämpft um Rosa Furrers willen. Verena Stadler muß sich betätigen, weil sie ihrer ganzen Veranlagung nach nicht anders kann wie Marianne Denier, die sich behaupten will, um ihre Selbstachtung nicht zu verlieren. Daß Liebe nichts weniger als Selbstsucht ist, läßt der Dichter Huldreich Rot seiner starren, starken Mutter sagen, der durch die liebliche Pflegeschwester, das Mirrlein, überwunden wird. Und das ist echte Liebe, daß Rosamunde Stein Salomon Bringolf nicht angehören will, „weil sie eine herrliche Knospe war, die nicht aufzublühen vermochte", während Salome Zeller an ihrer unechten Liebe scheitert und im späteren Leben gebrochen ist, weil sie aller Sitte bar etwas vorausgenommen hat, was ihr nicht zustand, weil ihr der Begriff der Entsagung fremd war. Daß Entsagung Liebe und sittliches Heldentum sein kann, hat Ernst Zahn oft geprägt und gestaltet und durch sie seinen Geschichten ihr besonderes Gepräge aufgedrückt.

Das indes gibt der Liebe erst den rechten Grund und die wahre Weihe, daß sie sich mit Pflichtbewußtsein paart. Violanta und Verena Stadler stehen da in erster Linie, nicht minder Anna Julia Valmott, Anna-Maria Zuppi in „Der Gerngroß", die alles wagt und alles gewinnt und unserem Herzen menschlich so viel näher steht als Marianne Denier, von der bei aller Tüchtigkeit ihres Wesens doch ein erkältender Zug ausgeht, weil sie sich noch nicht ganz wiedergefunden hat. Und daß Ernst Zahn in allen seinen Gestalten das klare Pflichtbewußtsein stets von warmer Liebe umkleidet sein läßt, ist um so höher zu werten, weil ausgesprochene Pflichtmenschen wie zum Beispiel die Clari-Marie in der Regel wenig Anziehendes, mindestens etwas Hartes und Herbes an sich haben, das zum Leben der Verschlossenen gehört. Und die Brigitte, Lukas Hochstraßers Schwiegertochter, muß hier genannt werden neben dem Mirrlein, dessen Pflichttreue sie in dem Hause ohne Sonnenschein verharren läßt. Und der Liberi zuletzt? Hat ihn lediglich nicht sein Pflichtbewußtsein die Launen seiner Frau ertragen lassen? Führt es ihn nicht jedesmal an ihr Grab, wenn er heimkommt? Was läßt ihn Sieger sein in den schweren Versuchungen, denen ein braver ganzer Mann erliegt wie Peter Meyer? Doch wohl Pflichttreue bis in den Tod. Und darum wird sie einmal im Leben noch ihren Lohn finden, während jener, der in gleicher Lage war und nach dem Tode seiner unglücklichen Frau das Hansi in allen Ehren hätte heimführen können, nun aller Hoffnung bar seine letzten Jahre als Büßer zu leben hat. Welch ein Gegensatz zwischen „Menschen" und dem „Liberi"! Und weil Ernst Zahn sich mit jenem unglücklichen Ausgang nicht hat abfinden wollen und mögen, hat er in Liberius Arnold eine Gestalt geschaffen, die vielleicht die lebensvollste und lebenswärmste von allen geworden ist. Sie ist ganz danach angetan, noch vor späten Enkeln zu zeugen.

Wo aber kann die Pflicht sich betätigen? Doch wohl in der Arbeit für andere und an sich. Und so werden Ernst Zahns

Werke Zeugnisse dafür, wie Arbeit sittlich zu adeln vermag. Darauf kommt es nicht an, ob man von ihr redet oder nicht, sie in den kleinsten Dienstleistungen besteht oder Großes vollbringt und die Augen der Welt auf sich zieht. Einen Albin Indergand hat die Arbeit gerettet. Weil er unermüdlich tätig ist und vorwärtskommt trotz allem, gewinnt er selbst Achtung vor sich und die Bewunderung der Dörfler, die ihn weiter fördert und ihm die Arbeit zur Lust und Erholung macht. Und eben weil Florian Bennet sich gehen läßt und mit seinen Zechgenossen umherzieht, verübt er schlechte Streiche und gerät auf der abschüssigen Bahn weiter hinab. Ein so schwacher Charakter wie er mußte das Wirtshaus wie die Pest fliehen und meiden, und daß es keinen guten Ausgang nehmen konnte, schließen wir aus seinem Betragen im Wirtshaus unter den Augen seines Brotherrn, der völlig an ihm irre wird. Ja, den Segen der Arbeit zu preisen wird Ernst Zahn nicht müde, und alle, die etwas geworden sind, haben es nur ihr zu verdanken. Severin Imboden muß daran scheitern, daß ihm das Geld zu leicht zufließt, daß er körperlich so wenig arbeitet und seine schlimmen Triebe daher nicht niederzukämpfen vermag, während Tobias Furrer in „Herrgottsfäden" den tüchtigen Menschen zeigt, weil er zu arbeiten gewohnt ist. Diese sittliche Kraft, die ihn die Entsagung erzwingen läßt, wird seinen Lebensweg glätten, so sehr er auch, dem Heimatboden entrissen, zu leiden haben mag. Daß Angelina Lombardi ihr Leben im Kloster verbringen will, ist ebenso ungesund wie das Streben des Büßers, der niemand damit nützt, während der Guet, der alles verläßt, um der Fenner-Sepha anzugehören, seinen Weg gehen wird, weil er arbeiten kann und will, wie auch Werner in dem „Lästerer" sich von seinen Eltern um Franzis willen löst und schlecht und recht in ehrlicher Tagelöhnerarbeit sein Brot verdient.

Und was Ernst Zahns Bücher weiter so wertvoll macht, ist ihre völlige Reinheit, auch ein Strahl sittlichen Heldentums und sittlicher Kraft; nicht, als ob er, der doch wirkliches Leben

gestalten will, allem Schmutz aus dem Wege geht, der nun einmal da ist und nicht übersehen werden kann, nein, er zeichnet auch die Sünde und geht bis an die äußerste Grenze in der Beziehung. Es ist indes ein großer Unterschied, wie so etwas gestaltet wird. Dafür ist „Die Liebe des Severin Imboden“ das schlagendste Beispiel. Was würde der Naturalismus aus einem solchen Stoff gemacht haben? Und Ernst Zahn gestaltet alles so, daß nicht einmal ein Kind Anstoß daran nehmen kann. Und wenn er Menschen in ihren Verfehlungen zeigt, so geschieht es mit dem Ausdruck der Trauer und dem Hinweis auf die Folgen, die ein unglückliches Leben bedeuten. Ja, weil er nicht nur das Vergehen zeigt und es dabei bewenden läßt, vielmehr das Unglück andeutet, das der Verfehlung entspringt, trifft er die Sünde als Sünde und nennt sie mit ihrem Namen. Und es bleibt dabei, wenn es in der Widmung zu „Lukas Hochstraßers Haus“ heißt: „Doch die höchste Tugend — Reinheit!“

So steht Peter Meyer schuldbewußt vor uns; ein Christen Russi und Rosa tragen ihre Schuld durchs Leben und müssen in bitterem Schmerz noch nach Jahren ihre Folgen tragen; einen Florian Bennet treibt sie in den Tod wie auch Christian und Martin Hochstraßer und weiter Violanta, die doch längst durch ein arbeitsreiches Leben gesühnt hat; für Vinzenz Püntiner, der Ehrenmann gewesen ist vom Scheitel bis zur Sohle, bleibt kein Platz mehr in der Welt, aus der auch Josef Infanger und Hagar Frech ausscheiden. Das mag genug Beweis dafür sein, was Ernst Zahn unter wirklicher Reinheit versteht, der übrigens keineswegs den Sünder nur ganz schlecht und den Guten nur gut sein läßt. Darüber denkt er viel zu gerecht, ist er auch zu sehr Künstler, um Licht und Schatten nicht gleichmäßig zu verteilen und abzutönen.

Und er macht es den aufrechten und großen Menschen durchaus nicht leicht, fleckenlos durchs Leben zu gehen, wie er Fälle gestaltet, die scheinbar aller Sittlichkeit hohnsprechen, wenn er zum Beispiel Balbina Andermatt ihren Sohn erschießen läßt,

Angelina Lombardi die Waffe gegen den Verlobten in die Hand zwingt oder in „Erni Behaim“ und „Josepha“ den der Mutter gereichten Todestrank gutheißt, und auch dazu nimmt er scheinbar keine Stellung, daß Josef Infanger und seine Schwiegertochter gewollt ein Opfer des Sees werden, wie auch Vinzenz Püntiner den Tod im See sucht, während Christen Hochstraßer durch seinen Vater nicht am Selbstmord gehindert wird. Und daß die Furrereheleute in der „Clari-Marie“ ohne alle Strafe davonkommen, wird Bedenken bei Menschen erregen, die auch die Strafe sehen wollen. Ernst Zahn ist Künstler genug, um zu wissen, wie weit er zu gehen hat, und welche Grenzen wahrer Kunst gesetzt sind. Engherzig ist er auf keinen Fall und kann es nicht sein; denn damit hätte er sein eigenes Urteil als Dichter gesprochen, der als Menschenkenner für alles Verständnis haben muß, dem nichts Menschliches fremd sein darf. Und seine große Milde menschlichen Verfehlungen gegenüber zeigt die ganze Größe seiner Künstlerseele. Ja, Ernst Zahn ist in seinen Werken so sehr Volkserzieher, in völliger Reinheit so vorbildlich, daß seine Dichtungen jedem Familienkreis zum Segen gereichen, daß man sie Kindern in die Hand geben könnte, wenn sie schon das nötige Verständnis dafür mitbringen würden.

Der Dichter behandelt in seinen Romanen und Novellen auch gesellschaftliche Fragen, und auch hier gestaltet er wieder und hält sich frei von jedem lehrhaften Zug; denn das bedeutet schließlich nicht viel, daß er zum Schluß wie in „Keine Brücke“ oder in dem „Geiß-Christeli“ sozusagen eine Zusammenfassung des Grundgedankens bietet. Je mehr er vom Gebirge hinabsteigt ins Tal und in die Stadt, je mehr er anfängt, die Umwelt des Gebirglers mit der der Städter zu vertauschen, desto mehr hat er Veranlassung, auf Fragen einzugehen, die ihn sonst nicht berühren, die er hier aber nicht unerörtert lassen darf. Es handelt sich dabei um Unterschiede, die durch Familie, Veranlagung, Charakter, Gewöhnung, Stand und Stellung gegeben und nicht zu überbrücken sind, wie sie Pfarrer Ludwig Heß in „Keine

Brücke" an seiner gewiß nicht herzlosen, aber innerer Bildung ermangelnden Frau erleben muß. Und so oft er auch versucht, sie zu sich hinüberzuziehen, muß er immer wieder einsehen lernen, daß alle Bemühungen vergeblich sind, eben weil der Mangel auf der anderen Seite als solcher gar nicht empfunden wird und völlige Verständnislosigkeit jede Verständigung von vornherein ausschließt. Und Ludwig Heß ist ehrlich und abgeklärt genug, vor seinem Scheiden zu äußern: „Sie haben ihre eigenen Wege, Hedwig und die anderen, aber sie meinen es gut, und es kommt auf den Kern an, nicht auf die Schale!" während seine Mutter wesentlich schärfer den Unterschied heraushebt: „So seid ihr ihr, und wir sind wir; zwischen uns ist ein Raum wie ein Wasser oder eine Kluft. Weil keine Brücke war, seid ihr nicht zusammengekommen." Und in „Zwei Straßen" kommen die Menschenkinder nicht zusammen, weil jeder auf seiner Straße gehen soll. Und Elisabeth verzichtet auf den aus einfachen Verhältnissen hervorgegangenen Künstler, weil sie sich mehr von ihm abgestoßen als angezogen fühlt infolge seiner Abstammung, die er nicht verleugnen kann. In „Josepha" heißt es, jeder solle in seinem Kreis bleiben. In der gleichen Richtung liegt es, daß in „Ein kleiner Frühling" der vornehme Kaufherr gar nicht auf den Gedanken kommt, dem Wohlgefallen an dem taufrischen Landmädchen nun einen weiteren Schritt folgen zu lassen. Ganz fern klingt es in „Einsamkeit" hinein, und das mag der tiefere Grund sein, warum Huldreich Rot auf Meta Hartmann Verzicht leistet. Das letzte und höchste Verständnis zwischen ihnen fehlt, sonst hätte sie den Hans Sidler ihm nicht vorziehen dürfen, an dessen Seite sie von der rauschenden Welt dort draußen mehr zu erleben hofft. Und wenn der Pfarrer ihrer ungebildeten Mutter gedacht hat, mag das immer auf ihn wie ein Sturzbach gewirkt haben. Eigentlich mehr noch als in „Keine Brücke" tritt der ganze Unterschied zwischen den alten vornehmen Familien und denen des niederen Bürgertums in den „Stillen Gewalten" hervor. In beide Häuser, dort in der Staffelgasse und hier auf Lindenberg, schauen wir lange hinein

und leben das Leben mit, sonderlich das fein abgetönte bei den Brennwalds und Bruns, nur daß diesmal die Frau den Platz räumt und sich still davonmacht. Allerdings ist der Unterschied zwischen der lauten Frau Hedwig Heß und der stillen Kordula Nägeli sehr beträchtlich, und es würde denkbar sein, daß der Pfarrer mit der Bäckerstochter glücklicher geworden wäre, wenn auch sie zu einem Verständnis seiner Art nie hätte kommen können, während Frau Hedwig auf Lindenberg überhaupt nicht gedacht werden kann. Und auch das bleibt bezeichnend für die vornehme Art alter Familien, daß Kaspar Brun seiner Freundin gegenüber, die er liebt und verehrt, offen ausspricht, daß er allein bleiben werde. Bei Frau Hedwig würde eine solche Äußerung als Plattheit erscheinen. In „Die Liebe des Severin Imboden" scheint Ernst Zahn eine Überbrückung doch für möglich zu halten; nicht nur Dominika Raschein aus Reußburg wird seine Frau, sondern auch die feingebildete Anna Hirzel findet Gefallen an ihm.

Einen anderen Gegensatz berührt er kaum oder bringt ihn nicht voll zum Ausklang, den Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Altem und Neuem, zwischen Landwirtschaft und Industrie, die Frage, ob der Fremdenstrom den Gebirgsbewohnern Segen oder Unsegen bringe. Daß in „Zwei Straßen" der Gebirgler an dem Stadtmädchen zugrunde geht, besagt nicht viel; auch der Geiß-Christeli neben Ursula Z'graggen sind kein Beweis, während Severin geradezu eine Brücke darstellt zwischen Land und Stadt, ohne doch Ernst Zahns Stellungnahme in dieser Frage irgendwie zu ändern. Und die zwei Romane, die wichtig genug sind, herangezogen zu werden, „Herrgottsfäden" und „Die Clari-Marie", bedeuten auch keine Entscheidung. Daß der Christen Russi fort ist, erleichtert die Fruttneller, die nun keinen Fremden mehr unter sich haben. Und Präses und Pfarrer finden sich in dem Gedanken, jeden Fremdenstrom fernzuhalten und dem Bau der Eisenbahn mit allen Kräften zu wehren. Indes kommt der Verfemte nach Jahren wieder und zwingt dem Dorf

seinen Willen auf, kauft den Gasthof und richtet ihn für Fremde ein, die auch in hellen Scharen kommen; aber dann bricht der Roman ab und läßt die ganze Fremdenfrage versanden. Ähnlich verfährt Ernst Zahn in dem andern Roman. Clari-Marie, die auch als Dorfärztin in Isengrund tätig ist, will keinen Arzt, keinen Fremden im Dorf und wehrt sich mit allen Mitteln gegen ihren eigenen Neffen Jaun wie gegen den Löwenwirt, und auch hier unterliegt sie schließlich, als sie sich ohnmächtig im Kampf gegen die Seuche erwiesen hat, als ihr Anhang langsam abbröckelt. Aber deswegen nimmt der Fremdenverkehr doch nicht zu, versiegt vielmehr bald wieder, und Jaun verläßt den Schauplatz. Daß die Alten gewöhnlich recht behalten und Schreiner Grob seinem Sohn Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist bezeichnend für Ernst Zahn.

Ganz groß ist er wieder, wenn er seine Werke von Heimat- und Vaterlandsliebe zeugen läßt, und dabei ist er im engsten Sinne nicht einmal ein Vertreter der Heimatkunst, und doch bietet er mehr als sie, die ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel ist, seine Gedanken zu verkörpern. Menschenschilderung bleibt ihm die Hauptsache, und daß er sie nicht von der Scholle löst, ist ihm so selbstverständlich, daß darüber kein Wort gesagt zu werden braucht. Ja, Heimatliebe spricht deutlich aus allen seinen Gestalten. Und wie sie die Heimat lieben! Pfarrer Joseph Steiner weiß nichts Besseres, als Alwin und Heinrike die Geschichte der Heimat zu lehren und sie zu begeistern für die große Vergangenheit. Daher vermag der Jüngling später die Dorfgenossen gegen die Franzosen zu führen und die hartnäckigsten Kämpfe zu bestehen. Die Clari-Marie reibt sich auf im Kampf um die Heimat, die sie nicht entstellt und verzerrt sehen will, und Lukas Hochstraßer ist so groß, weil er fest im Heimatboden wurzelt, dessen Schönheit David mit trunkenen Augen trinkt und der Martin nach Hause zieht, während Eusebius Fuchs in seinem Weltbürgertum sich um das Beste gebracht hat und nirgends festen Fuß fassen kann. Wie zieht es Huld-

reich Rot in die Heimat zurück, die ihm allein die Gesundheit, die innere und äußere, wiederzugeben vermag! Und wackere Gesellen sind die Fruttneller, wenn sie den Fremden verwehren wollen, ihre heimatliche Erde zu betreten. Erni Behaim treibt es aus der Fremde heim wie mit unsichtbaren Gewalten; er will nur das Heimatdorf von ferne schauen können und sich daran genügen lassen. Und die „Frauen von Tannò" lieben nicht minder die Heimat, wenn sie ein gesundes Geschlecht heranreifen sehen möchten. Daß das Hansi die Hochstaffelhütte verlassen muß, erfüllt ihren Bruder mit Sorge ob ihrer Zukunft, und Kuni gesundet innerlich, als sie den Anblick der Berge wie einen Gruß aus der Heimat empfindet. Marianne Denier gewinnt aus dem Boden der neuen Heimat Kraft zu einem neuen Leben, wie Ursula im Anschauen der Berge den Heimruf empfindet. Von höchster Schönheit zeugt die Heimat im Leben und Sterben des Leni, und den Pater Longinus muß in der Bergwelt droben erst der süße Zauber der Heimat umfangen. „Der Geiß-Christeli" lehrt uns die Heimatliebe von einer so rührend-natürlichen Seite, daß wir des besonders froh werden, während „Das Fest in Grünwinkel" von der traurigen Seite der Heimatlosigkeit erzählt. Pfarrer Ludwig Heß kennt keine größere Freude als die im trauten Umgang mit den Schönheiten der Erde, und selbst ein Stephan Fausch verliert seine rauhe Außenseite, wenn ihm Licht und Leben leuchten. Sepp und Pepp zieht die lichte Schönheit der Schneeberge in die himmlische Heimat, und sogar „Eine Gräbt" muß ihre Stimme zum Lobe der Heimat erheben. Und das könnte uns mit dem Apotheker ein wenig aussöhnen, daß er die Berge liebt, wenn er es nur unterlassen hätte, selbst dort seine böse Saat auszustreuen. Ja, ein gewaltiges Lied ist es, das die Heimat in Ernst Zahns Dichtungen anstimmt, und je länger, desto mehr und desto reiner, voller und vielstimmiger schwillt es an zu einem so jubelnden, jauchzenden Hochgesang, daß die Schöpfungen von ihm widerhallen und im Menschenherzen ein tausendfaches Echo wecken.

Ernst Zahn hat keineswegs Neuland entdeckt, als er anfing, seine Romane und Novellen aus der Hochgebirgswelt zu schreiben. Gerade die Schweiz in ihrer Einzigartigkeit und Geschlossenheit mußte den Dichter zur Gestaltung reizen. Indes hat er außer Conrad Ferdinand Meyer, der in seinem „Jürg Jenatsch" ein unerreichtes Vorbild des geschichtlichen Hochlandsromans geschaffen hat, nur noch J. C. Heer in „An heiligen Wassern" und „Der König der Bernina" als Vorläufer gehabt. Und weil beide ganz verschiedene Wege wandeln und jener offenbar gleich mit einem Höhepunkt begonnen hat, während Ernst Zahn langsam wuchs und aus dem wahren Leben heraus gestaltete und an ihm erstarkte, ist er an ihm vorbeigelangt und zu einer Höhe emporgestiegen, die ihn als Sieger zeigt, um so mehr, weil er ganz eigene Kunst verkörpert und in einer Umwelt gestaltet, die Neuland ziemlich nahekommt. Ja, Ernst Zahn hat erst eigentlich das Hochgebirge entdeckt und es in seiner ganzen gewaltigen, reichen Schönheit gezeigt und mit ihm jene Menschen, die anders sein müssen wie die im Tal und in der Stadt. Indem er ihr Wesen und ihre Weise kündete und die Bedingungen, unter denen sie lebten, erschloß er uns eine neue Welt und öffnete unsere Augen für eine nicht mindere Schönheit in ihrem sittlichen Heldentum, ihrer sittlichen Kraft, die es aufnehmen wollte mit allen Hindernissen von innen und außen, und wenn diese Gestalten Hang zur Einsamkeit offenbarten und Entsagung predigten und übten, so blieb er nur ihrem Wesen treu und gab seinen Dichtungen in ihnen eine Fülle von Lebenswahrheit und Lebenswirklichkeit, der sich niemand zu entziehen vermag. Ernst Zahn hat eigene Wege gefunden und durch sie gewiesen, daß er durch und durch Künstler ist, und in unentwegtem Ringen ist es ihm gelungen, neue Schönheiten vor unseren staunenden Blicken zutage zu fördern. Und weil er der Heimat und ihren Menschen Treue gehalten, hat sie ihn gesegnet und ihm die Augen geschärft und die Seele geweitet für alles Große und Edle, das jenen Gebirglern eignet, und darum kann er zu alten Schätzen

neue hinzufügen und wird sich kaum je ausgeben und arm schenken können.

Sind wir Ernst Zahn bisher nachgegangen, um einen Überblick über den reichen Inhalt seiner Werke zu gewinnen, so bleibt uns nun noch die Aufgabe, den Baumeister zu belauschen und ihm zuzuschauen, wie er für seinen Stoff auch die entsprechende Form findet, wie er für ihn ein Gebäude aufführt, aus dessen Gängen und Stuben uns das Leben anlacht, und durch dessen Fenster das Licht des Dammafirns, des Rothorns oder des Steingletschers hineinbricht.

Die größte Mühe hat es dem Dichter von vornherein gemacht, den Stoff zu meistern, für ihn die rechte Form zu schaffen. Und Inhalt und Form sollen eins sein, sonst fehlt dem Kunstwerk das Bleibende. Weil Ernst Zahn das selbst gefühlt hat, ist er nicht müde geworden, Hand und Blick zu schulen und das Ziel fest im Auge zu behalten. So hat er verhältnismäßig schnell den rechten Weg gefunden und gelernt, sich durch keine Hindernisse aufhalten zu lassen, sondern Stockwerk auf Stockwerk zu fügen und das Ganze zu krönen mit dem rechten Abschluß. Nicht so sehr in den ersten Romanen, wo es zuweilen schien, als wenn er ein Doppelhaus unter einem Dach zu vereinigen trachtete wie in „Erni Behaim“, oder das Gebäude nicht fest genug verankert hatte oder durch den Anbau oder Zieraten zu verunstalten sich anschickte wie in „Herrgottsfäden“ oder in „Albin Indergand“, „Einsamkeit“ und „Der Apotheker von Klein-Weltwil“, wohl aber in den Meisterschöpfungen, bei denen er von der „Clari-Marie“ zu „Lukas Hochstraßers Haus“, „Die Frauen von Tannö“ und „Die Liebe des Severin Imboden“ fortschritt. Hier ist die Einheitlichkeit und Geschlossenheit völlig gewahrt, und in ununterbrochenem Fluß wird das Geschehen fortgeführt.

Dem Aufbau entspricht eine sorgfältige Gliederung. Dem Hauptplan müssen sich die Einzelbilder unterordnen; das geschieht mehr und mehr, während in den zuerst erschienenen Werken manche Einzelzüge breit ausgemalt und auf Kosten anderer be-

dacht waren. In seinen besten Werken ist alles vermieden, was den gleichmäßigen Bau irgendwie hindern kann; darum wird er knapper und ist weder zu lang noch zu kurz und ermüdet nie. In allen seinen Werken finden sich Szenen von wunderbarer Schönheit, namentlich solche tiefernsten Wesens, bei denen das Wasser in die Augen zu schießen droht; andere, in denen der Ausbruch der Leidenschaft gestaltet wird, sind hochdramatisch und zeigen die ganze Reife seiner Kunst. Sie aufzuzählen ist hier nicht der Ort. Das ist überdies bei der Betrachtung der einzelnen Werke in hinreichender Weise geschehen. In den Meisterschöpfungen führt uns der Dichter sofort mitten in die Verwickelung oder in die Handlung überhaupt ein. Und der Eingang von „Albin Indergand“, „Die Clari-Marie“, „Herrgottsfäden“ und „Die Liebe des Severin Imboden“ ist schlechthin meisterhaft. Welch ein Gegensatz gegen früher, wo Ernst Zahn sich veranlaßt sah, mit einer Schilderung der Landschaft des langen und breiten zu beginnen, um Stimmung zu schaffen! Jetzt weiß er, was es bedeutet, schon von der ersten Seite an zu gestalten und die Bilder scharf zu fassen und dem Ganzen dienstbar zu machen. Die Ausgeglichenheit zeigt sich auch in den Übergängen, die früher sehr zu wünschen übrigließen.

Dazu ist allerdings die genaueste Begründung nötig, die je länger desto mehr ganz in den Rahmen des Kunstwerks hineinpaßt. Darum überrascht uns Ernst Zahn nie, sondern bereitet alles so vor, daß es gar nicht anders kommen kann, wie es sich vor unseren Augen abspielt. Und häufig läßt er die Natur hineinreden, die so die Handlung trägt und fördert wie zum Beispiel in „Die Frauen von Tannö“ oder „Lukas Hochstraßers Haus“ oder „Herrgottsfäden“. Sehr fein ist die Begründung der Clari-Marie, wo zum Beispiel Friedrich Kirchhofer ihr auf ihrem Berufswege begegnet und sie bald darauf selbst in Anspruch nimmt, in „Herrgottsfäden“, wenn der alte Columban Nager darauf verweist, daß des Menschen Planen so gar nichts sei dem Willen des himmlischen Vaters gegenüber, was Christen

Russi nicht einsehen will und nur zu bald erfahren muß, in „Die Frauen von Tannò“, die gesprächsweise auf die schwere Last hinweisen, unter der das Dorf seufzt, und Daniel Pianta dann des Zeuge sein lassen, und in „Der Apotheker von Klein-Weltwil“, von dem man allerlei erwartet, was dann auch nur zu schnell eintrifft, oder endlich in „Die Liebe des Severin Imboden“, der schon mit fünf Jahren erotische Gefühle äußert und dieser Veranlagung gemäß sein Leben mit Liebesabenteuern füllt, auf der anderen Seite indes wieder wie ein Kind handelt und dabei sogar seinen Tod findet. Die Begründung hier ist überraschend schön und wunderbar hell und klar.

Was von Aufbau, Gliederung und Begründung der Romane gilt, läßt sich auf die Novellen ohne weiteres anwenden, ja in ihnen waltet noch feinere Kunst, wie die Erzählung alles kürzer und knapper und doch voll ausgeglichen bieten soll. „Stephan der Schmied“, „Verena Stadler“ und „Der Liberi“ neben manchen anderen sind dafür die sprechendsten Zeugnisse.

Sorgfältig und sauber sind auch die Dramen aufgebaut, denen wir uns jetzt in aller Kürze zuwenden, weil wir von der Betrachtung der Gedichte in diesem Zusammenhang Abstand nehmen wollen. Ist auch noch in „Glück und Glas“ wenig dramatisch verfahren, wenn die Muhme nämlich durch eine lange Erzählung den Frieden wiederherstellt zwischen dem Brautpaar, so ist „Der Arzt“ schon viel glücklicher dargestellt. In „Sabine Rennerin“ endlich hat Ernst Zahn alles getan, um sein Drama bühnenmäßig zu gestalten, und im ganzen Aufbau und der Begründung viel dramatischen Sinn bekundet. Wenn nur die Abhängigkeit von Schiller nicht wäre! Dadurch wird der Eindruck sehr abgeschwächt. Den Fortschritt in „Josepha“ nach Inhalt und Form wollen wir nur feststellen, auch in Bezug auf größere Selbständigkeit. Weiß Ernst Zahn sie sich zu erringen, dürfen wir auch auf dramatischem Gebiet mehr von ihm erwarten.

Menschen zu schildern, ist Ernst Zahns Hauptaufgabe. Wie sehr er das will, und wie ihm zunächst etwas anderes am Herzen lag, zeigen die Überschriften „Bergvolk“ und „Neue Bergnovellen“, von denen er schnell zu „Menschen“, „Helden des Alltags“, „Die da kommen und gehen!“, „Die Frauen von Tannò“ und „Was das Leben zerbricht!“ überging. Nach seinen Helden nennt er gern die Novellen und stellt in den Romanen den Helden auch in der Überschrift dar bis auf „Die Liebe des Severin Imboden“. Daß er den einen „Einsamkeit“ genannt hat, ist ein Eingeständnis; damit gibt er unbewußt zu, daß er sich in Huldreich Rot vergriffen hat, da er nichts weniger als ein Held ist. Und wenig heldenhaft erscheint es, daß er den Platz räumt und als Besiegter heimkehrt. Auch der Apotheker von Klein-Weltwil hat wenig mit einem Helden gemein, da er statt aufzubauen und ehrlich zu kämpfen, vergiftete Waffen führt und Neid und Zwietracht und Zerwürfnis zeitigt. Sonst aber gilt das Urteil in vollem Umfang, und es ist eine feine Huldigung, wenn er in der Gesamtheit von „Die Frauen von Tannò“ zeugt, Daniel Pianta trotz seiner gewaltig erfolgreichen Arbeit unbeachtet läßt und den Preis den Frauen, sonderlich Anna Julia Balmott zuerkennt. Daß er sie nicht in der Überschrift genannt, hat wohl als Grund die einigende gemeinsame Arbeit, deren Trägerin alle sein müssen, wenn auch die hochgebildete Tochter des Arztes den geistigen Mittelpunkt bildet.

Menschen will Ernst Zahn gestalten und sie voll Leben und Lohen sein lassen. Und wenn er sie gern ein wenig in die Höhe rückt und starke Gestalten zu Trägern der Handlung macht, so ist das sein gutes Recht als Dichter und künstlerisch unantastbar, wofern er nicht weltfremd und unnatürlich wirkt. Und das ist wohl zu Anfang geschehen, daß sie zu groß geschaut und der gewaltigen Natur entsprechend gestaltet waren, indes wohlgemerkt, nur zu Anfang, wo Ernst Zahn noch in Unsicherheit umhertastete. Die Schwäche hat er jedoch schnell überwunden und ist dann seiner Art, zu verklären und viel Licht auf seine Helden

fallen zu lassen, treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Daß ihm daraus jemals ein Vorwurf hat erwachsen können, ist mir ziemlich unverständlich. Der echte Dichter schreibt auch die Gesetze der Kunst und ist innerlich an sie gebunden, und nicht so ist es, daß die Beurteilung sie ihm vorschreiben und ihn auf sie verpflichten kann. Die Kunst ist frei, und wer das nicht versteht, soll die Hand davon lassen und nicht eine Beurteilung sich anmaßen wollen.

In erster Linie zeichnet er jene großen Gestalten wie Lukas Hochstraßer, den Mann ohne Makel und Fehl, den Guet, Gerold Zopp, Isidor in „St. Gotthard", Erni Behaim, den Büßer oder andere, die aufrecht durchs Leben gehen und keineswegs ohne Kämpfe und Versuchungen bleiben, Gestalten, die unser ganzes Wohlgefallen hervorrufen. Neben ihnen stehen andere wie der Präses Felix Furrer, Christen Russi, Stephan Fausch, Göhrig-Jost zum Beispiel, deren Wesen in Starrsinn und Hartnäckigkeit sich verhärtet, und bei denen erst eine innere Wandlung nach schwerer Lebenserfahrung eintritt. Und andere wieder wie Peter Meyer, Severin Imboden, Vinzenz Püntiner erliegen den Versuchungen und sühnen. Und endlich sind solche da, die von vornherein gefährdet erscheinen, sich durchringen oder gänzlich zugrunde gehen. Ihnen gesellen sich noch Sonderlinge, unter ihnen der Geiger, der Lehrer von Oberwald, Sepp, Friedlieb und als Krone der Kehle-Giesler, genannt „Lätz", in dem Ernst Zahn etwas ganz Großes geschaffen hat. Daß er an ganz verkommenen Menschen nicht vorübergeht, ist selbstverständlich, will er doch das Leben zeichnen mit allen Höhen und Tiefen, mit Licht und Schatten. Ernst Zahns Kunst der Menschengestaltung ist meisterhaft, und dabei ist es gleichgültig, ob er seine Gestalten als fertige Menschen zeigt oder sie werden läßt. In ihrer Zeichnung bleibt er uns nichts schuldig, wenn sie vor uns handeln oder er ihr Bild scharf umrissen vor uns hinstellt. Das ist nur möglich, weil sie innerlich geschaut und durch die Seele des Dichters gegangen sind, der alles mit ihnen durchkostet und sie auf allen Wegen begleitet hat.

Wie die Reihe der Männer ist die der Frauen und Mädchen nicht minder groß, und ihre Zeichnung gibt denen der anderen nichts nach. Mir will scheinen, als wenn hier sogar die größere Kunst liege, da ein Frauencharakter wesentlich zusammengesetzter und sein Handeln so oft verschieden ist. Die Mütter hat er sonderlich oft gestaltet und sie dargestellt in ihrer warmen Liebe zu den Kindern. Die Gunde Behaim in ihrem Verhältnis zu Erni ist nicht zu überbieten, ein Zusammenleben ohne jeden Mißton, er nur darauf bedacht, sie zu heilen oder ihre Schmerzen zu lindern, sie dankbar um den Preis, alle Schmerzen zu unterdrücken und unsagbar zu leiden, ohne Zucken, nur um ihm ein Hoffnungslächeln abzugewinnen. Und von dort bis zu dem entscheidenden Schritt, welche Stufenfolge gegenseitiger Liebesbeweise und innerer Kämpfe! Dies schlichte Weib, mit einem Segenswunsch auf den Lippen für den, der sie tötet, mit einem um so heißeren, da sie weiß, daß sie sein Ein und Alles ist! Und das alles gemessen an Ernis Frage in jener Mondscheinnacht, was der Verlust der Mutter bedeute! Daß Severin die Liebe seiner Mutter verliert, ist der härteste Schlag, der ihn trifft, wie Huldreich Rots Augen voll Verwunderung und heimlichen Staunens am Gesicht der Mutter verharren, in dem er Spuren der Rührung entdeckt. Ob Ernst Zahn ohne jede innere Beziehung gerade Mütter so gern gestaltet? Sollte nicht seine eigene Mutter, an die ihn heiße Sohnesliebe bindet, und deren Besitz er sich noch heute erfreuen darf, dazu die Veranlassung geworden sein? Äußerlich einnehmend sind diese Mütter in der Regel nicht geschaffen, vielmehr herb und streng und von einem Pflichtbewußtsein ohnegleichen, so daß sie wohl gar die Zügel der Wirtschaft ganz in die Hand nehmen und den Mann ersetzen, der es nicht kann oder nicht mehr unter den Lebenden weilt. So eine ist Marianne Denier, die den Krüppel zum Mann hat. Sie sind indes auch verschüchtert wie die Frau des Präses Furrer und dann nichts anderes als die Magd im Hause oder aber die treue Gefährtin und Helferin wie die Frau Hanna zum Brunnen in

„Albin Indergand", die auch darin groß ist, daß sie vergeben kann ohne jeden Rückhalt und zwar dann, als er hinaus will und weiß, daß er nicht wiederkommt, und solche Freundlichkeit und Güte umkleidet der Dichter mit den wärmsten Farben, die er zu vergeben hat. Balbina Andermatt ist eine der größten Heldinnen unter seinen Frauengestalten. Daß sie den ungeratenen Sohn töten kann, der bis zu allerletzt ihr ganzes Herz besessen hat, ist die Tragik der Tragik; und dabei hat Ernst Zahn den Vorgang so dargestellt, daß wir meinen, es könne und müsse so sein, und das Entsetzlich-Furchtbare als unabänderlich und notwendig hinnehmen. Und dann nennen wir Verena Stadler und gedenken ihrer Aufopferung und Größe und gehen an Leni Zwyer und Angelina Lombardi, an Tilde Berghofer und Trud Zumbrunn, an Anna Julia Balmott und Cille, an Josepha in „Herrgottsfäden" und Brigitte, an Clari-Marie und Giovannina vorüber und entsinnen uns ihrer Opfer, deren größte Leni und Violanta gebracht haben, jene, indem sie sich aufreibt, diese, indem sie, um jeden Schatten zu tilgen, freiwillig aus dem Leben scheidet. Hochgemute Gestalten sind sie, die Ernst Zahn dargestellt hat, die Frauen und Mädchen, denen unser ganzes Herz gehört; denn die wenigen schlechten, die in den Geschichten leben, gehen völlig unter in der großen Menge derer, die wie Verena Stadler, Leni, Violanta, Balbina Andermatt und einige andere in ihrer meisterhaften Zeichnung unvergeßlich bleiben werden.

Wie sehr Ernst Zahn sich fortentwickelt hat, spüren wir, wenn wir gleichartige Gestalten früherer und späterer Zeit vergleichen und auf ihren Ausgang sehen. Wie klein und ärmlich steht der Steiner-Lori in „Der Büßer" dem Stephan Fausch gegenüber, dessen Wandlung allerdings auch zum Reifsten gehört, das Ernst Zahn überhaupt geschaffen hat! Und Peter Meyer im Gegensatz zu Vinzenz Püntiner! Dort ist es ein verheirateter Mann, der ein geliebtes Mädchen zu Fall bringt, hier eine hochgeachtete Persönlichkeit, die es sich nicht vergeben kann, des Bruders Frau einmal in seine Arme gerissen zu haben und

zwar sozusagen unter dessen eigenen Augen, und nun im Tode büßt. Wo ist die feinere Begründung der Charakteranlage und wo die größere physiologische Vertiefung? Dort bei dem Bauern mit seiner immerhin rohen Sinnlichkeit oder hier bei dem edlen Menschen, der auch einmal glücklich sein will, und dem man sein Glück geraubt hat? Man muß sich die ganze innere Umwandlung bei dem Bauern-Bismarck, wie ihn einer genannt hat, vergegenwärtigen, um die rechte Antwort zu geben. Dann allerdings will uns „Menschen" nicht mehr so uneingeschränkt gefallen, und man entdeckt, wie viel ungefüge Kraft dort schläft, die hier spielend in Leben umgesetzt worden ist. Und die Hofer-Vroni in „Herrgottsfäden" und die Clari-Marie, beide in ihrer Tüchtigkeit an Krankenbetten! Geradezu farblos wird jene, die doch auch mit ihren drei Schwestern in dem Roman eine Rolle spielt wie die drei Zieglermädchen mit der Truttmannin in dem anderen. Oder Leni Zwyer und Angelina Lombardi, Eva Galleter und Elisabeth, Cille und Anna Julia Balmott, Frieda Lerchlein und Giovannina, dagegen in ziemlich ähnlichen Verhältnissen Violanta und Hagar Frech, und da möchte man jener schon früher gezeichneten Gestalt den Vorzug geben in ihrer reinen Opfertat, während die andere in ihrer Sünde verharrt und eine Schuld auf die andere häuft. Und in dieser Vertiefung der Charaktere liegt es, wenn Widerstände als weniger wichtig beseitigt werden, den Tüchtigen die Bahn freizugeben, auch wenn es sich um einen armen Burschen oder ein armes Mädchen handelt. Und ein Kampf zwischen Christen Russi und Felix Furrer wäre bei der abgeklärten Auffassung des Dichters heute wohl ein Unding.

Im Wechselspiel der Stimmung versagt Ernst Zahn, dem es offenbar nicht gegeben ist, Frohsinn in seinen Werken zu verkörpern. Nur zweimal macht er einen Ansatz dazu, einmal in der „Gräbt" und dann in „Der Geiß-Christeli". Jene kommt über die Anfänge nicht hinaus, und ein Dichter mit Humor würde aus der kleinen Geschichte alles gemacht haben. Der Ziegenhirt ist besser herausgekommen, und der Schluß, wo er immer nur

antwortet: „Blas mir!“ ist so ungeheuerlich komisch, daß man Tränen lachen kann. Auch in „Der Erbe“ folgt nach einigen frohen Augenblicken todbitterer Ernst und schließlich Selbstmord. Sonst indes kehrt Ernst Zahn Hohn und Spott heraus, wie in „Das Fest in Grünwinkel“ und der Skizze „Wie es in Brenzikon menschelte,“ und für die steife Art der alteingesessenen Familien hat er wohl Ironie und gutmütigen Spott, daneben aber bitteren, herben Ernst, der in „Kämpfe“ und „Menschen“ sich zur tragischen Ironie steigert.

Und nun Ernst Zahns Stellung zur Natur! Da ist er nicht auszuschöpfen, oder man wäre gezwungen, die schönsten Schilderungen seiner Romane und Novellen zum Abdruck zu bringen. Es handelt sich im wesentlichen um die Schilderung des Urner Landes mit seinen Dörfern Fruttnellen, Abfrutt, Andermatt, Isengrund, Steg und anderen, der wilden Reuß und seiner Hochgebirgswelt mit ihren Gletschern und Wäldern, ihren stürzenden Wildwassern und zerschmetternden Lawinen, um ein Land, das im Winter wie abgeschlossen und tot daliegt und nur mühsamen Verkehr gestattet, im Sommer desto lautere Lust lebt und widerhallt von dem Jodeln der Sennen, die sich von Berg zu Berg grüßen. Heimatkunst im edelsten Sinne treibt Ernst Zahn, der sich landschaftlich seine Grenzen nicht zu weit steckt und höchstens sich einmal nach St. Felix-Zürich oder Reußhausen-Luzern verirrt. Dort in dem engen Kreis ist er um so vertrauter, und was ihm der Dammafirn erzählt, der in sein Fenster hineinleuchtet, das weiß er zu künden und zu sagen in den gewaltigen Kämpfen, die die Menschen mit der Natur zu führen haben, um Herren der Straße zu bleiben, um die gewaltigen Wasser zu überwinden, die einst Anderhalden wegzuschwemmen drohten, wie in den Erzählungen von Säumern und Lastzügen, denen die Schneemassen des St. Gotthard die Straße sperrten oder wohl gar zu Gräbern wurden. Und hatte Ernst Zahn die Natur zuerst als leeres Rankenwerk benutzt und war darauf bedacht gewesen, seinen Büchern schöne, leuchtende Naturschilderungen einzuverleiben,

so finden wir den Künstler nur zu bald am Werk, die Natur zum Menschenleben in Beziehung zu setzen, im übrigen aber recht sparsam von ihr Gebrauch zu machen.

Und damit kommen wir zum Schluß auf die hohe Wertung des sprachlichen Ausdrucks in Ernst Zahns Werken. Wie wir ihn überall als Künstler haben schalten und walten sehen, so auch auf dem Gebiete der Sprache, die er wie ein Meister meistert, ohne ihr doch irgendwie jemals Zwang anzutun. Sein Stil ist schlicht, klar und rein; oft sind seine Sätze knapp und kurz und scharf, ja geradezu abgehackt, und zwar jedesmal dann, wenn er in furchtbarer Schwere das Weh gestaltet, oder wenn die Leidenschaft brennt und braust. Seine Sprache ist anschaulich und gegenständlich und läßt den Leser nie im unklaren, wie Ernst Zahn ein Todfeind alles Halben und Hohlen ist und nie ein Wort zu viel gebraucht. Um die Geschichte noch eindringlicher zu gestalten, erzählt er vielfach in der Gegenwart und erreicht dann damit, daß der Eindruck des Unmittelbaren in noch höherem Grade erreicht wird. In zwei Fällen hat er die Form der Icherzählung gewählt und in den „Geschwistern", wo er den Pfarrherrn erzählen läßt, eine volle Wirkung erzielt.

Und seine Sprache ist schön und ganz eigenartig. War er zuerst dem Herkömmlichen nicht ausgewichen und hatte in längst betretene Bahnen eingelenkt bis zu abgegriffenen Romanwendungen hin, so stellte das nur den ersten tastenden Versuch auf einem ihm bisher völlig fremden Boden dar. Mit dem Wachstum des inneren Menschen hielt dann indes die Gestaltung gleichen Schritt und äußerte sich nicht zuletzt in seiner Sprache, die er dem Wesen seiner Dichtung so anzupassen wußte, daß man heute ein Werk Ernst Zahns an jedem einzelnen Satz erkennen kann. Schön ist seine Ausdrucksweise ihres tiefen poetischen Gehalts halber, ohne doch jemals gesucht oder überschwenglich zu erscheinen. Auch darin bleibt Ernst Zahn ganz Künstler. Seine Sprache ist außerordentlich reich an prachtvollen Bildern, die ihm offenbar nur so zufließen, weil man ihnen auf Schritt

und Tritt begegnet. Und dabei ist es keineswegs die Lust im Schwelgen von Bildern, der man wohl begegnen kann, und die als besonders dichterisch bei manchen Schriftstellern gilt. Bilder wie diese, wenn er wie Jean Paul von Menschengesichtern spricht, in denen der Sturm des Lebens seine Spuren hinterlassen hat, und sie vergleicht mit dem Wetter, das im Weichholz der Hüttenwände haust, oder wenn er vom Rauschen der emporgehobenen Rechten wie von schlagenden Fittichen redet, wenn er Wanderwolken, säuselnde Winde und wehendes Gras Gesellen des Schweigens in tiefem Schweigen des Gebirges, ein unruhiges Gemüt an Stunden des Feiertags glatt wie ein See im friedlichen Abendhauch oder Leidenstage Raubtiere sein läßt, die ihre Pranken in den Leib des Menschen schlagen: sie sind so tief und wahr und gegenständlich und schön, daß man sich ihrer immer wieder freuen muß als eines Geschenkes, das der Dichter aus der reichen Fülle seiner Gaben mit verschwenderisch glückhaften Händen darbietet. Damit mag es genug sein, zumal bei der Betrachtung der einzelnen Werke auch in dieser Beziehung an Proben kein Mangel herrscht. Und Prägungen weiß er zu gestalten, geflügelte Worte, die durchaus am Platze sind und keineswegs in Sucht ausarten, sich an großen, stolzen Worten zu berauschen. Schön ist seine Sprache auch, weil sie für alle Stimmungen den rechten Ausdruck findet, alle Töne der Menschenseele widerspiegelt, nur daß der Frohsinn in seiner ganzen Ungebundenheit und seinem Reichtum an Schalkhaftigkeit und Laune ziemlich ausgeschlossen bleibt. Und einzigartig ist sie, die sich kündet in der ganzen Einzigartigkeit seines Satzbaues, der sich gefällt in der Weglassung von Fürwörtern, in ungewöhnlichen Wortstellungen, in absichtlichen Wiederholungen von Namen und Begriffen, um desto mehr Nachdruck zu erzielen. Daß jeder Satz wie gefeilt erscheint, daß man nie auf Nachlässigkeiten stößt, zeigt den ganzen Ernst des Künstlers und Volkserziehers, der gerade heute darin neben Wilhelm Fischer-Graz, Hermann Anders Krüger, August Sperl, Wil-

helm Arminius und einigen wenigen anderen als Vorbild für die gelten kann, denen ein sauberer Stil etwas Altväterisches und Überwundenes zu sein scheint.

Und über alle sprachlichen Mittel verfügt Ernst Zahn mit der gleichen Meisterschaft, und nicht zuletzt mag es gesagt sein, wie gern er sich des Stabreims bedient, zum Beispiel „wie wenn weiße Wolle brennt“ oder „Wetter im Weichholz der Hüttenwände“, um ein paar besonders hervorstechende Prägungen zu nennen. Ebenso gern verwendet er Ausdrücke volkstümlicher und altertümlicher Art, an denen das Schweizerdeutsch offenbar reich ist. Von „Hablichen und Lausern“ als Wohlhabenden und Unvermögenden, von „Hudeln“ als Fremden, von „Ausschwinget“ als einem Entscheidungskampf zwischen Nebenbuhlern, vom „Gewimsel“ als Gewimmel, von „Menscheln“ als Allzu-Menschlichem, von „Eindunkeln“ als Dämmerung, von „auflüpfisch“ als widerspenstig redet er und bildet Tätigkeitswörter wie „fortmotten“ als fortglimmen, „nachpoppern“ als nachzittern, „lächern“ für lächeln lassen, „unterbalken“, „erdbebnen“, „verunschicken“, „unglücken“, „schäften“ und so weiter. Zeigt er also einmal, daß er dem alten Sprachgut zu neuem Leben verhelfen will, so merkt man nicht minder, daß er sich vorsichtig in Neuprägungen versucht und zum Beispiel in „unglücken“ und „erdbebnen“, wenn auch mit einer gewissen Kühnheit, sich Ausdrücke geschaffen hat, die einen starken Stimmungsgehalt verkörpern und im Zusammenhang von großer Wirkung sind. Und durch Wendungen wie zum Beispiel „Blas mir!“, dessen Bedeutung der Geiß-Christeli zwerchfellerschütternd dartut, und andere, veranschaulicht er in ausgezeichneter Weise die Umwelt.

Und zuletzt noch dies: Ernst Zahn hat es vermieden, in der Mundart zu schreiben. Eigentliche Dialektdichtungen finden sich nur als Anhang in seinen Gedichten. Dadurch hat er sich von vornherein einen weiteren Leserkreis gesichert; denn seine Bücher werden überall in deutschen Landen verstanden, gelesen und

geschätzt. Und daß das in steigendem Maße geschehe zum Segen unseres schwer ringenden Volkes und Volkstums, das ist unser Wunsch, nachdem wir in eingehender Würdigung gezeigt haben, worin Ernst Zahns Werk und Wert besteht.

Nach Inhalt und Form hat der Dichter uns in der Zeit seiner Meisterschaft vollwertige Kunstwerke beschert, die in ihrem Aufstieg seinem inneren Entwickelungsgang entsprechen und daher als Selbstzeugnisse aufzufassen sind. Dadurch, daß er rechte Frömmigkeit preist und sittliche Kraft als Lebensäußerung wahren Christentums fordert, als Erzieher mit großem Ernst zeugt und warme, abgeklärte Menschenliebe vorbildlich lebt, wird Ernst Zahn zum Volkserzieher in hohem Maße. In der Erschließung der Hochgebirgswelt und ihrer Menschen hat er uns sozusagen Neuland beschert und sich als ganz Eigener gezeigt. Und Aufbau und Gliederung sind in den besten Schöpfungen meisterhaft und von leuchtender Schönheit, Klarheit und Sauberkeit. In der Personengestaltung ist er ganz groß und in der Naturschilderung von wunderbarem Schmelz und fast körperlicher Darstellung. Wenn seine Werke auch wesentlich ernst gestimmt sind, der sonnenbeschienenen Glücksstimmung entraten und Entsagung als hervorstechendsten Zug tragen, sind sie nicht minder schön in ihrer abgeklärten Auffassung von Menschengröße und Menschenleid, von sittlichem Heldentum und stiller, treuer Arbeit im engsten Winkel. Und in Sprache und Stil hat sich der Dichter ein künstlerisches Mittel geschaffen, das ihm ganz eigen ist und alle Stimmungen wiederzugeben weiß und klagen, tragen, staunen, stürmen, brausen, branden und beten kann.

Großes hat uns Ernst Zahn gegeben, auf Größeres dürfen wir hoffen; was es auch immer sein möge, es ist durch den Geist ernsten Ringens und sittlicher Reinheit geadelt.

In diesem Sinn hat er unter sein Bild das Wort gesetzt:

„Ich will den Blick nicht wenden
vom fernen Ziel!“

---

END

TITL